# Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSEN

JULI · NR. 153 · 5.7.2025 – 1.8.2025 · Schutzgebühr: 3,50 EURO · www.muenchner-feuilleton.de


# DIE ROUTE WIRD BERECHNET

Wo soll es hingehen? Rein oder raus? Rauf oder runter? Und wenn ja: Wie? Auch in München steigt die Temperatur, während weltweit der Wahnsinn explodiert, Aufzüge stillstehen und Verbindungswege ausfallen. Zeit, nach dem Ruder zu greifen. Nirgendwo tun es Menschen so entschieden wie in der Kunst.

Grafik: Sylvie Bohnet

**Rein statt raus. Wer an kultureller Inklusion und Integration spart, macht nichts richtig.** Christiane Pfau, Thomas Betz, Bettina Wagner-Bergelt und Silvia Stammen stellen vier Projekte vor, die es noch oder bereits nicht mehr gibt (S. 2–3) || **Theater macht man nicht allein.** Das Theatermuseum enthüllt, was im Theater sonst verborgen bleibt. Kuratorin Maren Richter spricht über ihre »Live-Kuration« (S. 4) || **Das Phänomen:** Clea Albrecht traf den Choreografen Marco Goecke, der für das Gärtnerplatztheater einen »Sacre« kreiert (S. 9) || **Bunt, wild und schön:** Das Stadtmuseum zeigt im historischen Zeughaus, wie schillernd aufmüpfig München einmal war. Gabi Czöppan war dort (S. 11) || **Mit Musik und Kreppband:** Joachim Goetz hat Jim Avignon in Pfaffenhofen besucht (S. 15) **In den Koffer!** Unterm Baum, auf dem Berg, am Wasser oder auch in Balkonien lässt es sich mit einem Buch in der Hand herrlich urlauben. Gisela Fichtl hat 27 außergewöhnliche Empfehlungen zusammengetragen (S. 17–22) || **Shows und Stimmen:** Ralf Dombrowski freut sich auf den hochkarätigen Jazzsommer im Bayerischen Hof (S. 23) || **Die Visionärin geht:** Martina Taubenberger verlässt das Werksviertel. Jürgen Moises ist gespannt, was die Musikerin und Kuratorin sich als nächstes ausdenkt (S. 27) || **Star in der Krise:** Sofia Glasl empfiehlt die autobiografisch inspirierte Serie »Bupkis« (S. 28) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne || Impressum (S. 31)


**Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de**

# REIN

Das ist die Idee von Inklusion und Integration. Daran kommt kein politischer Entscheidungsträger mehr vorbei. Wir stellen einige Beispiele stellvertretend für die gesamte Szenerie vor, deren Fortbestand unbedingt gesichert werden muss und die dennoch auf der Kippe stehen.

CHRISTIANE PFAU

Was in den 70er Jahren mit Hilmar Hoffmanns Forderung nach »Kultur für alle« losging und sich bis in die 2010er Jahre zu einem veritablen Betätigungsfeld für Kunstpädagogen, Öffentlichkeitsdramaturgen und soziokulturelle Experten aufschwang, befindet sich gerade in einer bedrohlichen Abwärtsspirale. Vermittlungsprojekte für alle Gruppen der Gesellschaft, private Initiativen und öffentlich geförderte Veranstaltungen sind so notwendig wie gefährdet. Die Verwaltung in München arbeitet theoretisch flächendeckend und mit viel gutem Willen daran, das Image der »Weltstadt mit Herz« aufzupolieren. Es finden Hearings auf kommunaler Ebene statt. Da ist viel die Rede von der kulturellen Vielfalt und der »diversitätsorientierten Öffnung des Kulturbetriebs«. Das Kulturreferat (und nicht das Kreisverwaltungsreferat oder das Wirtschaftsreferat, wohlgemerkt) hat neun Punkte formuliert, die wunderbar klingen: *Vielfalt ist Norm. Alle Menschen haben das Recht auf gesellschaftliche Teilhabe und eine diskriminierungsfreie Arbeitsumgebung. Niemand darf benachteiligt werden wegen der Art, wie er fühlt, denkt oder lebt. Strukturen entlang der Vielfaltsdimensionen werden regelmäßig überprüft. Kultur spielt eine unverzichtbare Rolle in der gesellschaftlichen Verfestigung von Werten und Normen. Lebendige Kultur steht für große Vielfalt. Das will das Kulturreferat noch stärker abbilden. Daher strebt das Kulturreferat den Abbau von Barrieren und benachteiligenden Strukturen an. Das Ziel ist Diversität, die Mitarbeiter:innen sollen Botschafter:innen für eine positive Anerkennung von Vielfalt sein* (nachzulesen im Wortlaut auf www.muenchen.de/kulturreferat).

Was diesen hehren Ideen nun ins Knie schießt, ist die Verbeugung (oder eher das Einknicken?) vor der Idee des »solidarischen Sparens«. Solidarisches Sparen schadet dem Gemeinwohl und steht im krassen Gegensatz zum kommunalen Diversitätsprogramm. Stattdessen wird in einschlägigen Fachrunden immer der Ruf nach mehr Personal laut. Die städtischen Verwalter und Verwalterinnen sind bereits mit dem Arbeitspensum so überfordert, dass eine nachhaltige Inklusionsarbeit über den gegenwärtigen Status hinaus nicht realisierbar ist. Der ausgesprochene Einstellungsstopp macht Neubesetzungen zudem unmöglich. Gleichzeitig stellt sich die Frage, ob überhaupt alle Entscheider wissen, wovon sie reden: Wenn an mindestens drei S-Bahn-Haltestellen im Bereich der Stammstrecke die Aufzüge monatelang ausfallen und damit die Mobilität von Menschen mit Rollstühlen, Rollatoren oder Kinderwägen komplett blockiert ist, sollte vielleicht erst mal hier angesetzt werden. Wenn jahrelang die Stadtwerke für unendliche Baustellen sorgen, weil Schächte für Fernwärmeleitungen nicht in einem Zug, sondern Haus für Haus gebuddelt werden müssen. Wenn zu viele Autos Gehwege versperren, Rolltreppen außer Funktion und öffentliche, saubere Toiletten Mangelware sind – sollte man dann nicht einfach mal vorschlagen, dass alle 80 Stadträte (und nicht nur der Kulturausschuss) sich drei Monate lang nur noch mit öffentlichen Verkehrsmitteln durch die Stadt bewegen, jeweils einen Monat mit den oben genannten Utensilien Rollstuhl, Rollator und Kinderwagen? Diese Erfahrungswerte würden möglicherweise alle nötigen Maßnahmen kolossal beschleunigen. In der Kultur versuchen Spielorte und Kunstprojekte, den Lippenbekenntnissen entgegenzusteuern. Obwohl jedem und jeder klar sein müsste, wie wichtig Projekte sind, die explizit alle Mitglieder der Gesellschaft einbeziehen, wird derzeit gerade auch hier gespart. Wir stellen stellvertretend ein paar aktuelle Beispiele vor. ||

**Leider nicht in München zu sehen: Theater Thikwa & hannsjanna mit ihrem Stück »Bauchgefühl«, geplant für das Grenzgänger-Festival 2025**
© Mayra Wallraff

## Böses Beispiel: Grenzgänger-Festival, abgesagt

Aus Haushaltsgründen wird das älteste inklusive Münchner Theaterfestival in diesem Jahr nicht stattfinden.

Das Grenzgänger-Festival hätte im Juli 2025 zum elften Mal in München stattfinden sollen: Was 2009 als Initiative der Festivalleiterin Anette Spola mit einer kleinen Veranstaltungsreihe am TamS-Theater begann, hat sich bis 2022 zu einem weit über die Stadtgrenzen ausstrahlenden Theaterfestival entwickelt. Unter der jetzigen Leitung von Lorenz Seib und Sara Mack kommen alle zwei bis drei Jahre nationale und internationale Mixed-abled-Theater- und Performancekünstler:innen und Ensembles nach München, um hier ihre aktuellen Produktionen zu zeigen. Angesprochen ist ein Publikum, das so vielfältig ist wie die Künstler:innen auf der Bühne. Ein Rahmenprogramm aus den Nachbardisziplinen bildende Kunst, Film, Musik und Literatur ergänzte das Bühnenprogramm. Grenzgänger bietet eine wichtige Plattform für Kunst und Inklusion und macht Diversität, Intersektionalität und Differenz für alle erfahrbar. Es geht den Festivalmacher:innen darum, zu einer Gesellschaft beizutragen, in der Inklusion so selbstverständlich geworden ist, dass der Begriff und seine Erwähnung irgendwann überflüssig werden. Die Realität sieht anders aus: Das Festival musste Anfang Mai aufgrund der angespannten Haushaltslage in der Stadt, aber auch bundesweit und der damit einhergehenden extremen Überbeanspruchung bei Drittmittelgebern, abgesagt werden. Davon betroffen sind nicht nur die bereits eingeladenen Künstler und Künstlerinnen, sondern auch Partnerinstitutionen wie das TamS-Theater, die Münchner Kammerspiele, das Theater HochX, das Volkstheater und das Residenztheater. Eine Kleinversion des Festivals war nicht vorstellbar: Festivalleiterin Sara Mack sagt: »Für die öffentliche Wahrnehmbarkeit ist eine längere Vorstellungsstrecke notwendig, das lässt sich mit zwei Gastspielen nicht erreichen. Letztlich hat es uns das Genick gebrochen, dass die Bewilligungsbescheide viel zu spät gekommen sind und es keine strukturelle Basisförderung für das Festival gibt. Die öffentliche Hand will sich offensichtlich nicht mehr längerfristig binden, aber inklusive Kunst braucht in besonderem Maße verlässliche Unterstützung und Kontinuität. Sonst fällt, wie in diesem Jahr bei Grenzgänger, nicht nur die künstlerische Teilhabe von Menschen mit Behinderung, sondern auch deren professionelles Arbeitsfeld weg. Das ist fatal in vielerlei Hinsicht, denn Sparen an inklusiver Kunst bedeutet, bestehende Ungleichheit und die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung zu verstärken. Aber auch, über Jahrzehnte aufgebaute Strukturen und Netzwerke zum Abbau von Barrieren, zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention und zur Stärkung demokratischer Prozesse zu gefährden.« || cp

## Ode an das Leben

Die Tänzerin und Choreografin Laura Saumweber verbindet mit ihrem Kollektiv Generationen und Kulturen.

THOMAS BETZ

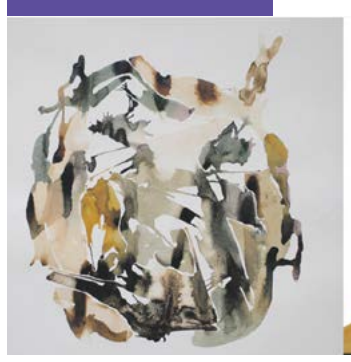
Laura Saumweber (München), Paula Niehoff (Köln) und Martha Kröger (Berlin) alias Contweedancecollective arbeiten in den Bereichen Tanz, Choreografie, Vermittlung, Tanztherapie und Dramaturgie. Seit 2020 haben sie als Team das Anliegen, Tanz für alle zugänglich zu machen. Sie produzieren Tanztheaterstücke, die sie als verbindendes Element zwischen Generationen und Kulturen verstehen, erzählen Geschichten, stoßen Dialoge an und öffnen Perspektiven. Ziel ist es, mit jeder Inszenierung Begegnungen zu ermöglichen, die nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben nachhallen. Ende Juni hatte ihre »ODE AN DIE DINGE XL – TANZ DER VIELEN« in München Premiere: Das partizipative Tanztheater setzt den ersten Teil von »Ode an die Dinge«, einem Duett von und mit Laura Saumweber und Paula Niehoff, fort. Die Protagonist:innen sind 15 Menschen aller Altersgruppen, zum Teil mit Fluchterfahrung. Partner des Projekts ist die Refugio Kunstwerkstatt. Die Fortentwicklung ist vielfach erstaunlich: In nur einer Woche ist es gelungen, ein Stück auf die Bühne zu bringen, in dem alle Beteiligten wissen, was sie tun. Die Laien sind mit höchster Konzentration dabei, und es ist nicht sofort ersichtlich, wer wirklich die Profis sind. Das liegt zum einen an der Choreografie, die originell, aber für alle Teilnehmer:innen nachvollziehbar und memorabel ist. Zum andern ist es die Geschichte, mit der alle, auch die Zuschauer:innen, etwas verbinden: Es sind Dinge, die mit Bedeutung aufgeladen unser Dasein manifestieren, egal ob Schmuckstücke, Tassen oder ein Wecker. Es ist beeindruckend, wie Menschen ungeachtet ihrer Vorbildung Teil einer professionellen Tanzveranstaltung werden, ihren Platz im Raum finden, sich den Blicken des Publikums aussetzen und zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen. Und es ist gleichermaßen beglückend, was sie davon in ihr ganz normales Leben mitnehmen. Die Gesichter nach der Vorstellung sprechen Bände.

**Laura Saumwebers »Ode an die Dinge XL«** | © Malte Wedel

Ein anderes Projekt, das dringend fortgesetzt werden sollte, ist Saumwebers »Tanztee & Prosecco« in Zusammenarbeit mit der Tanzvermittlerin Andrea Marton: Im Schwabinger Münchenstift haben sie mehrere Wochen lang regelmäßig mit den zum Teil hochbetagten Bewohner:innen des Wohnheims getanzt. Das Ergebnis der Workshops wurde im November 2024 und im März 2025 als öffentlicher »Tanztee« mit Livemusik für Bewohner:innen und Interessierte im großen Veranstaltungssaal des Wohnheims präsentiert. Das Altenwohnheim mit seinen Bewohner:innen, die demografisch zwar immer mehr werden, aus dem öffentlichen Leben aber gleichzeitig zunehmend verschwinden, wird so zum sichtbaren Kulturort: als Speicher von Lebensgeschichten ebenso wie als kulturelle Infrastruktur. ||

https://www.contweedancecollective.com

# STATT RAUS



links: **Susanne Winter: »Tintenschüttung«** | 2023 | Tinte auf Aquarellpapier, 130x130 cm | Foto: Stefan Rosenboom || rechts: **Carsten-Caren Lewerentz: »PRÄLUDIUM UND FUGE«** | 2009 | Zirbelkiefer, 210x39x36 cm | © VG Bild-Kunst (© Galerie Bezirk Oberbayern)

## Im ewigen Kreislauf

Susanne Winter und Carsten-Caren Lewerentz setzen sich auf sehr unterschiedliche Weisen mit Werden und Vergehen auseinander.

BETTINA WAGNER-BERGELT

Die Galerie Bezirk Oberbayern hat sich seit ihrer Entstehung 1997 zu einem professionellen Ausstellungsort zeitgenössischer Kunst aus Oberbayern entwickelt. Von Malerei und Grafik bis hin zu Fotografie, Skulptur, performativen Interventionen und Installationen reicht das Programm der Galerie, die sich seit 2013 besonders der gemeinsamen Präsentation von Kunst behinderter und nicht behinderter KünstlerInnen widmet und diese in einen Kontext einbettet, der es auch einem inklusiven Publikum ermöglicht, die Ausstellungen zu besuchen und zu rezipieren. Gebärdensprachliche Einführungen, haptischer Zugang zu den ausgestellten Werken wie in der aktuellen Ausstellung und ein differenzierter Umgang mit Barrierefreiheit auf allen Ebenen sind beispielgebend.

Noch bis 11. September sind die Textilkünstlerin Susanne Winter und der Bildhauer Carsten-Caren Lewerentz in der Galerie zu Gast. Beide KünstlerInnen beschäftigen sich in ihren Arbeiten handwerklich und inhaltlich mit dem Thema »Werden und Vergehen« als Ausgangsbedingungen unseres Lebens. So allgemein formuliert scheinen sie etwas gemeinsam zu haben, auch wenn ihre gezeigten Arbeiten grundverschieden sind in Form, Material und Wirkung auf den Betrachter. Tatsächlich liegen Winters und Lewerentz' Welten weit auseinander. Susanne Winter verformt mit ihren analog-maschinell gestickten Fadenzeichnungen das Papier aus der Mitte heraus, indem sie die Fäden als fast runde, ausfransende Flächen in flach aufliegendem Plattstich aufbringt. Weiß auf Weiß setzt sie das leichte, papierene Material durch das Hin- und Herfahren des Füßchens der Nähmaschine in Bewegung, zieht zusammen, lässt nach, fährt kreuz und quer über das Papier und verformt und transformiert es zu dreidimensionalen luftigen, schwebenden Gebilden mit einem Zentrum. Dieses scheint mal schwer zu sein, wo viel seidenes, schimmerndes Fadenmaterial auf einer relativ kleinen Fläche zentriert ist, mal filigraner, durchsichtiger angeordnet, immer kostbar aussehend. Andere Arbeiten sind eher seriell, wenn sie viele monochrome Farbflächen, jeweils eine pro Papier quadratisch gerahmt, wiederum im Quadrat hängt. Bunte Flächen gleicher Größe, Regenbogenfarben, hell-leuchtend positive Emotionen weckend. Arbeiten, die nichts anderes sein wollen als das, was wir sehen: monochrome Arbeiten mit farbigen Flächen und griffigen Formen, die durch das Hin und Her der Fäden, durch Verdichtungen und Verknotungen, Spannung und Entspannung im Material entstehen lassen und es aufwölben. In ihren Papierarbeiten, Watercolours in Beige- und Braunabstufungen, organischen Mustern in fast transparenter, dabei erstaunlich kräftiger Farbgebung, changierend zwischen statisch und dynamisch, schafft sie abstrakte Bilder, die an Licht und Schatten, Stille und Rauschen an Sonnentagen im Wald erinnern. Susanne Winter experimentiert mit selbst gewonnenen Naturfarben, die sie durch Schütten, Kippen, Ineinanderlaufenlassen, teilweise unter Zuhilfenahme von Werkzeugen, auf den Untergrund auf- und in Form bringt.

Carsten-Caren Lewerentz setzt sich mit Kleidung als »zweiter Haut« des Menschen auseinander und drapiert scheinbar nachlässig abgelegte Kleidungsstücke oder auch solche, von denen sich jemand bewusst trennen wollte oder musste, auf verschiedenen Untergründen, auf Stelen oder am Boden. Einzeln oder in Haufen sehen sie aus wie im Fallen erstarrte Jacken, Korsagen, Bustiers, Hosen, Hemden, die teilweise mit ihrem Untergrund verschmelzen. Die Arbeiten verweisen auf einen existenziellen Akt, das Ausziehen, das Sich-seiner-Kleidung-Entledigen und damit sich eines wichtigen Teils seiner Identität berauben, sich verwundbar machen. Der assoziative Weg ist nicht weit zu den Fotos der Kleiderhaufen aus den Dokumentationen des Holocaust, die uns das Grauen auf ihre schreckliche Weise vermitteln. Lewerentz begreift das Transformieren von Kleidungsstücken als einen existenziellen Teil der Skulpturen aus Holz und Bronze und spürt den vielfältigen Erscheinungsformen und Gedanken nach, die abgelegte Kleidungsstücke evozieren. In Bildtafeln wiederum presst Lewerentz Fetzen aus Kleidungsstücken, völlig ihrer ursprünglichen Erscheinung und Funktion beraubt, als collagierte Farbflächen in eine strenge textile Umrahmung. Auch Lewerentz arbeitet hier seriell, mit identischem Format und Abmessungen. Die Geschichten, die er dabei wortlos erzählt, sind voller Leben und dabei merkwürdig beunruhigend. ||

**WERDEN – CARSTEN-CAREN LEWERENTZ UND SUSANNE WINTER**
**Galerie Bezirk Oberbayern** | Prinzregentenstr. 14
**bis 11. September** | Mo bis Fr 10–19 Uhr | **23. Juli**, 18–19 Uhr: Ausstellungsführung in deutscher Gebärdensprache mit Übersetzung für Hörende | www.bezirk-oberbayern.de/Kultur

**Flux-Crew: »UNAPOLOGETIC: Born to Shine«**
© Ziva-M-David-Stetter@trizebratops

## Strukturelle Knochenarbeit

Das Rampenlichter-Festival lädt ein zum künstlerischen Brainstorming für eine barrierefreie Zukunft.

SILVIA STAMMEN

Jung sein in den 2020ern ist nichts für Feiglinge. Nicht nur, weil die Terminkalender der Teenies inzwischen so voll sind, dass bei manchen schon vor dem Schulabschluss ein Burn-out droht. Das meiste, was die Erwachsenen in letzter Zeit in die Hand nehmen, scheint auf mehr oder weniger direktem Weg in Chaos, Krieg und Krisen zu münden. Und doch: Verzweiflung ist keine Strategie. Die Jungen lassen sich Hoffnung und Freude an ihrem Leben zum Glück nicht nehmen. Das zeigt sich auch wieder im Programm des Rampenlichter-Festivals, das alle zwei Jahre Tanz- und Theaterproduktionen von Kindern und Jugendlichen zu einem großen inklusiven Theatertreffen auf das Schwere Reiter Gelände einlädt.

Selbst gemeinsam aktiv werden, Visionen entwickeln, Aufmerksamkeit einfordern, sich dabei nicht vom Sarkasmus der Alten anstecken lassen – darin stecken jede Menge mutige Auswege aus den vielen Sackgassen der Gegenwart. So gibt es gleich zur Eröffnung mit »Unapologetic: Born to Shine« von FLUX crew aus Basel ein mitreißend unangepasstes Tanzstück, das die bange Frage »Bin ich schön?« mit einem »Ist das überhaupt wichtig?« beiseiteschiebt und daraus ein Fest der Selbstentfesselung und -erfindung zündet. »Im Schatten der Elite« von The Working Bees aus Wolfenbüttel stellt eine kontrollwütige KI auf einen harten Prüfstand und in »Demokra … Was?« fragt das Münchner Tanztheaterensemble Movingheads, wie sich Macht auf kluge Weise – durchaus auch mit künstlerischen Mitteln – an die nächste Generation übertragen lässt.

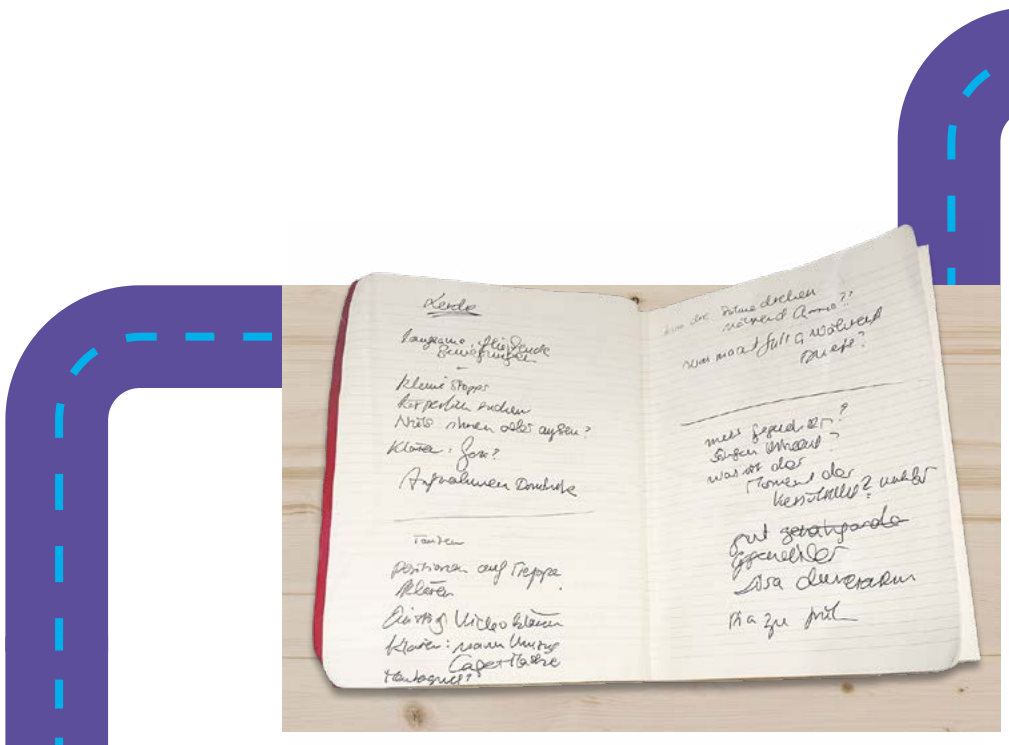
Denn darum geht es in der 14. Ausgabe der Rampenlichter: Erstmals haben die Verantwortlichen vom Verein CultureClouds, Alexander Wenzlik und Anna Wurzbacher, mit dem Kunstwort »DemokrARTie« bei der internationalen Ausschreibung ein übergreifendes Schwerpunktthema gesetzt, das gesellschaftliche Herausforderungen und Bedrohungen kreativ aufs Korn nimmt. Und zum ersten Mal war das Jugendteam des Festivals auch bei der Auswahl der Stücke beteiligt. Elf Produktionen mit 160 Beteiligten, darunter emotionsgeladenes Hip-Hop-Theater aus London und eine gruselige Märchenerzählung aus der Ukraine haben sie aus über 80 Bewerbungen ausgewählt, wobei neben der besonderen künstlerischen Qualität vor allem die eigenständige Arbeitsweise der Jugendlichen und der sichtbare Zusammenhalt der Gruppe auf der Bühne ausschlaggebend war.

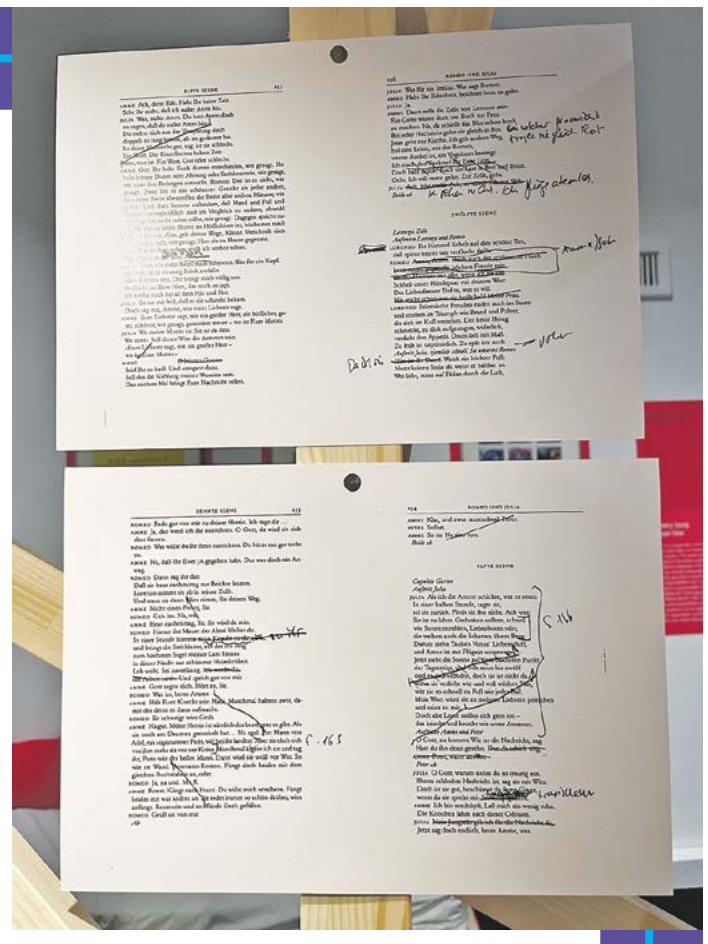
Inklusion, die natürlich zur DNA des Festivals gehört, wird hier immer auch künstlerisch mitgedacht. Mit einer Deaf Performance beispielsweise beim Stück »Wutschweiger« von der Kulturwerkstatt Kaufbeuren. »Das ist eine eigene Kunstform«, erklärt Wurzbacher und freut sich, dass die Münchner Deaf-Performerin Ilknur Warnecke auf Initiative der Rampenlichter nicht nur im Rahmen der Aufführung Rap-Texte darstellt, sondern auch im Schulklassenprogramm einen Workshop dazu geben wird. Auch für Alexander Wenzlik, der schon seit der ersten Ausgabe der Rampenlichter 2008 dabei ist, hat sich in den Bereichen Inklusion und Diversität viel getan: »Inzwischen haben alle ein Bewusstsein dafür, dass wir diversitätssensibel arbeiten müssen und die meisten Projekte haben Awareness-Konzepte. Aber Inklusion ist schlicht und ergreifend auch ein Kostenfaktor. Audiodeskription und die Übersetzung in Gebärdensprache ist das eine, die notwendige Infrastruktur herzustellen, angefangen von der barrierefreien Bewerbung über das Internet, etwas anderes. Das ist in den Budgets nicht einfach vorhanden, sondern das müssen alle, die sich da auf den Weg machen, immer wieder zusätzlich akquirieren. Nach unserer Erfahrung bedeutet das strukturelle Knochenarbeit.«

Dabei ist die bestmögliche Teilhabe für alle erklärtes Ziel der Rampenlichter. Fragen zur Zugänglichkeit und besonderen Bedürfnissen können im Vorfeld auf der Website oder mit Stephanie Riedle von CulturClouds (s.riedle@culture-clouds.de, Tel. 089 523 006 95) persönlich geklärt werden. Mit dem günstigen Festivalpass für acht Euro bekommen Interessierte zwischen sechs und 27 Jahren besonders viel von der Diversität des Programms mit. Und wer selbst noch kein ganzes Stück, aber eine Idee, einen Song oder einen coolen Move vor Publikum zeigen möchte, kann sich unter verein@sprachbewegung.com zum Spot on! am 12. Juli auf der Bühne des Schwere Reiter anmelden.

Selbst ohne Ticket ist auf dem Gelände des Kreativquartiers einiges geboten, Begegnungen mit den Künstler:innen am Lagerfeuer, ein Tanzabend oder ein Audiowalk. Und wer Lust hat, bei der nächsten Ausgabe in zwei Jahren selbst bei der Organisation mitzumischen, kann sich bei Anna Wurzbacher über die Arbeit des Jugendteams informieren: »Das ist ganz niedrigschwellig, man kann sich einfach melden und jederzeit dazukommen.« ||

**RAMPENLICHTER**
**Kreativquartier – Schwere Reiter, Pathos, Halle 6**
Dachauer Str. 114a, 110d, 112d | **11.–13. Juli** | verschiedene Zeiten
Tickets: www.rampenlichter.com





# THEATER MACHT MAN NICHT ALLEIN

Die neue Ausstellung im Theatermuseum macht sichtbar, was dem Publikum sonst bei der Theaterproduktion verborgen bleibt.

**An Stationen aus Theaterlatten sind die Gewerke untergebracht, wie die Textfassung der Dramaturgie, Notizen aus dem Probenprozess, die Maskenabteilung oder die Gurte, die auf Gastspielreisen unverzichtbar sind** | © cp (3)

CHRISTIANE PFAU

Maren Richters Aussichtspunkt ist ideal: Die Ausstellungsmacherin kommt ursprünglich nicht aus dem Theaterumfeld, sondern aus dem naturwissenschaftlichen Bereich. Mit dem Blick der neugierigen Besucherin interessiert sie sich selbst für das, was sonst unsichtbar bleibt, und widmet dem Hochleistungsapparat hinter der Bühne eine große Ausstellung. »Die Ausstellung, die es zu machen galt, handelt von dem Prozess, wie ein Stück entsteht.« Nämlich Shakespeares »Romeo und Julia«, das im Mai 2025 am Residenztheater in der Regie von Elsa-Sophie Jach Premiere hatte. »Ich wollte nicht nur auf historische Objekte referieren, was wir mit der Sammlung im Theatermuseum natürlich gut können. Um neue Publikumsgruppen zu erreichen, wollte ich vielmehr die Dynamik festhalten, die im Entstehen eines Stücks liegt«, so Richter. »Ich wollte zeigen, welche Gewerke zusammenwirken. Da arbeiten sehr sehr viele Menschen an einer Produktion. Gerade jetzt ist der richtige Moment, wo man das betonen muss, bei all den Kürzungen, die den Theatern drohen. Zehn Prozent Personalkürzungen klingen vielleicht erst mal wenig, sind aber dramatisch, weil da viele Spezialisten wegfallen, die man in der Produktion braucht. Bis so ein Stück auf der Bühne steht, passiert wahnsinnig viel, woran so viele Leute beteiligt sind. Das zu zeigen, war mir wichtig: Auch die zu zeigen, die man nicht sieht. Das hat auch was mit Wertschätzung zu tun.« Für »Romeo und Julia« waren acht Abteilungen, 16 Gewerke und 450 Menschen tätig. Die Ausstellung rund um eine Inszenierung des Residenztheaters anzusiedeln, hatte verschiedene Gründe: Das Theatermuseum und das Residenztheater sind beides staatliche Institutionen. Vor allem aber ist das Residenztheater ein sehr großes Haus, das über alle Gewerke verfügt und eine sehr klassische Theaterarbeit betreibt. »Das war für mich wichtig, weil ich ja genau dies abbilden wollte: ausgehend von der zentralen Geschichte, die am Ende auf der Bühne zu sehen ist, auch die Geschichte der kollektiven Leistung zu erzählen«, sagt Maren Richter. Die Vorbereitungszeit der Ausstellung lag parallel zur Produktionszeit von »Romeo und Julia«. »Für uns war es schon sehr abenteuerlich, eine Ausstellung in Echtzeit zu kuratieren, für die man normalerweise drei Jahre Vorbereitung ansetzt. Der Inszenierungsprozess und die Ausstellungsgestaltung laufen parallel, das ist etwas völlig Neues. Diese Art von ›Lifekuration‹ war ein Riesenexperiment, und wäre ohne das Vertrauen und die Offenheit der Theaterleute gar nicht möglich gewesen.« Maren Richter und ihr Team erzählen über jede Arbeitsphase eine Geschichte. »Ich habe seit Juli 24 die Inszenierung begleitet, vom Bühnenbau und Kostümentwurf bis hin zum Beginn der Probenarbeit. Wir zeigen Strukturen auf, innerhalb derer das Theater arbeitet und entsteht. Wie viel Zeit ist für die Probenprozesse vorhanden, unter welchen Bedingungen arbeiten die Leute? Wir wollen vermitteln, wie das Haus funktioniert. Ziel ist zu zeigen, wie eine Produktion zustande kommt, und gleichzeitig, warum diese Theaterarbeit so wichtig ist und warum eine Gesellschaft diese Institutionen braucht. Wie beginnt alles? Wir sind viele! Das soll sichtbar werden.« Andreas Beck, Intendant des Residenztheaters, sagt: »Alles, was leicht aussieht, ist in Wirklichkeit oft sehr schwer, es ist die Arbeit von Experten. Theater ist ein Körper. Das macht die Ausstellung sichtbar und deshalb so wichtig!« Das Interesse des Publikums, hinter die Kulissen zu schauen, zeigt sich auch an den nahezu immer ausgebuchten Führungen durchs Residenztheater. »Die Leute wollen wissen, wie das alles zusammenhängt, was am Ende als Kunstwerk auf der Bühne zu sehen ist. Wir zeigen die Rückseite der fertigen Vorstellung. Wir machen das Making-of der Probenarbeit sichtbar, auch Ideen und Objekte, die es nicht in die fertige Inszenierung geschafft haben. So wird die geheimnisvolle Theaterarbeit nahbar und verständlich, und vielleicht wird dadurch die Begeisterung vor allem auch bei jüngeren Menschen entflammt und die Relevanz des Metiers auch unzweifelhaft nachvollziehbar. Dafür will diese Ausstellung einen Raum öffnen.« Die Ausstellungsarchitektur von Sigi Kolpe, Bühnenbildnerin und Architektin, lebt vor allem von den »Theaterlatten«, die für jedes Bühnenbild wesentlich sind. Maren Richter präsentiert die einzelnen Gewerke in den roh gezimmerten Ständen und mit Schaubildern an den Museumswänden. Das reicht von der Zusammenarbeit des künstlerischen Teams mit den Handwerkern, die die Ideen umsetzen, bis hin zu Kostüm- und Maskenentwürfen und zur Bedeutung von Licht, Ton und Video. Die Werkstätten vermitteln sich dem Besucher nicht nur über Bilder, Film, Fotos, Zeichnungen, Objekte und Text, sondern auch sinnlich: So kann man erschnuppern, wie es in der Maske, der Schlosserei oder in der Kostümabteilung riecht. Die Kuratorin verliert sich aber nicht in romantischer »We are Familiy«-Begeisterung, sondern ergänzt die Darstellung des Theaters als Arbeitsplatz auch mit Informationen über das Einkommen am Theater, Arbeitszeiten sowie Statistiken zu Formen des Machtmissbrauchs am Theater. Den letzten Raum der Ausstellung sollte man mit viel Zeit und Muße betreten: Dort ist auf drei Wänden der Film von Johanna Seggelke zu sehen, die u. a. auch als Videokünstlerin an den Münchner Kammerspielen arbeitet. Der Film dauert genauso lange wie die Inszenierung, zu sehen sind aber ausschließlich die Handlungen, die sich das Publikum sonst nicht einmal vorstellen kann: auf der Hinterbühne wird geflüstert, das Ensemble tritt auf und ab, in der Technikkabine schmunzelt der Tonmeister. Die Kunst des Wartens erlebt der Zuschauer ebenso mit wie die Hochspannung, unter der alle stehen. All dies zeigt die Ausstellung, der es gleichzeitig gelingt, die Faszination am Produktionsprozess Theater nicht zu entkleiden, sondern zu entfachen. »Kunst hat immer ein Geheimnis«, sagt Andreas Beck. »Jeder Abend will gelingen. Die Öffnung zum Publikum macht ihn magisch. Das kann das Theater: die Zeit anhalten und das Publikum nachhaltig verzaubern.« ‖

**MAKING THEATRE. WIE THEATER ENTSTEHT**
**Deutsches Theatermuseum** | Galeriestr. 4a | **bis 12. April 2026**
Di bis So 11–17 Uhr (nicht 1. Nov., 24., 25., 31. Dez., 17. Feb., 3. April)
Begleitprogramm: www.deutschestheatermuseum.de

# Ficken, Drogen, Kaposi-Sarkome

Florian Fischer beamt das Publikum mit »Sauhund« in das schwule München der 80er Jahre zurück.

SABINE LEUCHT

Edmund Telgenkämper und Elias Krischke (links im Bild) | © Armin Smailovic

Bairisch können sie alle drei nicht wirklich. Und auch zum Kunstbairisch reicht es nicht ganz, was Elias Krischke, Edmund Telgenkämper und Annette Paulmann hier zum Besten geben. Sonst aber ist die schmale Besetzung für die Bühnenfassung von Lion Christs Debütroman ein voller Gewinn. »Sauhund« spielt Anfang der 80er Jahre in München, als es noch auf vielerlei Weise gefährlich war, schwul zu sein. Der berüchtigte Paragraf 175 wertete nach ersten Lockerungen in den Sechzigern den Sex zwischen Männern zwar nicht mehr als Verbrechen, aber sich öffentlich als schwul zu outen war noch lange tabu. Und das neue HI-Virus forderte nicht nur eine Unmenge von Leben, sondern fügte den vielen Stigmata, deren sich homosexuelle Männer erwehren mussten, weitere hinzu: Razzien, Meldepflicht, Berufsverbot und gar die »Konzentration« von Aidskranken in Lagern forderte die Gauweiler-CSU. Befunde wie jene, dass Homosexualität »contra naturam« sei, wie Forderungen nach dem »Schutz der vielen« und der »Ausdünnung des Randes« sind nun im Schauspielhaus der Münchner Kammerspiele wieder zu hören. Sie stammen aus historischen Aufnahmen, fügen sich aber geschmeidig in die aktuelle Ausgrenzungsrhetorik, an deren Pflege sich nicht nur Anti-Wokeness-König Trump abarbeitet.

Florian Fischers Inszenierung geben derlei O-Töne und auf die Bühnenrückwand projizierte Schwarz-Weiß-Bilder schwulen Lebens ihr eher anekdotisches Zeitkolorit. Die Musik fügt ihm weitere Farbschichten hinzu: Gitte und Freddy Mercury wollten damals viel und am liebsten alles auf der Stelle.

Das ist die hedonistische, schon etwas rissige Folie, vor der diese Coming-of-Age-Geschichte spielt. Bei Christ im Kern ein rasendes Gedankenprotokoll, mit dem sich der noch keine 30 Jahre alte Autor superempathisch in den Protagonisten Flori hineinversetzt. Warum er sich mit diesem nicht unbedingt sympathischen Typen rund 40 Jahre zurückbeamt, kann der Abend nicht beantworten. Es mag die Wehmut des Zu-spät-Geborenen über einen verpassten historischen Moment sein. Bei seinem fiebrigen Ritt durch das Lebensgefühl dieser Zeit leuchtet Fischer allerdings eher die Abgründe als die Höhenflüge aus. Und Elias Krischke als Flori ist wendig genug, um beides auszuloten. Die an Selbstüberhebung grenzende Lebenssucht – »ich möchte eine Erscheinung sein, von der man regelrecht besessen ist« – wie die Kloake: nach Pisse stinkende Bahnhofsklos, in denen Flori für Geld miese Blowjobs erledigt: »Ein Batzen Dreck bleibt ein Batzen Dreck bleibt ein Batzen Dreck.«

Telgenkämper und Paulmann springen derweil behänd in alle Nebenrollen. Er übernimmt alle mehr oder weniger schneidigen Lover und väterlichen Gönner, sie alle Frauen in Floris Leben. Das klappt blendend, auch wenn die Mundartpassagen für alle Menschen vom Land hart am Klischee kratzen und die Punktemuster, Strasssteine und Frisuren der Eighties bis heute nichts von ihrer Hässlichkeit verloren haben. Manchmal geht aber alles auch derart hoppladihopp, dass jemand, der den Roman nicht kennt, schon mal die Orientierung verlieren kann. Ist »Herrgottswinkel«-Schreiner Gregor nun Floris erster Freund oder nur ein Klemmi, der ihn nach dem Sex stellvertretend für seinen Selbstekel mit Verachtung straft? Reicht der Hinweis auf die Frauenkleider in seinem Schrank, um den freundlichen Miguel als Dragqueen zu zeichnen? Oder ist das am Ende alles nicht so wichtig? Letztlich sind diese Figuren wie die einst schillernden Orte schwuler Münchner Subkultur nur Wegmarken auf Floris Suche nach der eigenen Identität und sexuellen Erfüllung. Und dass dabei das Aufregende direkt neben dem Abtörnenden liegt, zeigt der Abend gut. Vor allem dank Krischke, der als Sünde vom Land auftrumpft und mit verschmiertem Make-up eine zerbrochene Traumprinzessin gibt – und ungeheuer rührend ist, als er das ältere Männerpaar, das ihn von der Straße holt, zu beschützen verspricht. Nicht nur, weil die zwei es längst schaffen, öffentlich Händchen zu halten. Sie sind in allen Belangen so viel stärker als er. Bleibt zu hoffen, dass es diese Art der Stärke nicht bald wieder braucht. ||

**SAUHUND**
**Kammerspiele Werkraum** | **3., 23., 27. Juli** | 20 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de

Ina (Sophie Wendt), Alex (Axel Röhrle) und Sarah (Irene Rovan v.l.) retten die Welt | © Gabriela Neeb

# Drei Personen suchen ein Hörspiel

Regisseur Carsten Golbeck entwickelt im TamS einen Hörspiel-Dreiteiler, der die Welt rettet.

GABRIELLA LORENZ

Überall in Deutschland wird das Geld für die Kultur gekürzt. Am krassesten in Berlin, wo Theater um ihre Existenz bangen. Auch in München müssen Kammerspiele und Volkstheater wegen der Einsparungen wohl demnächst weniger Neuinszenierungen herausbringen. Am Volkstheater war Carsten Golbeck von 2002 bis 2010 Dramaturg, hat dort für das Rahmenprogramm mit Christoph Süß das »Süßstoff«-Infotainment aufgebaut und verschiedene Performancereihen entwickelt. Seit 2011 lebt der 57-Jährige in Berlin als freier Autor und Regisseur, erfindet Show- und Hörspielformate und arbeitet als Coach der Alexander-Technik. Mit der Schauspielerin Sophie Wendt, die damals am Volkstheater war und seit Langem zum Kern des TamS-Teams zählt, hielt er immer Kontakt. Weil das Privattheater seit jeher mit jedem Cent rechnen musste, um zu überleben, hat er mit dem Stammensemble Sophie Wendt, Axel Röhrle und Irene Rovan nun drei Hörspielfolgen erarbeitet, über die aktuelle Situation von Theatermacherinnen, unter dem Übertitel »Das TamS rettet die Welt«.

Auf seiner Homepage liefert Golbeck eine schlüssige Definition: »Ein Livehörspiel ist: wenige Schauspieler, viele Rollen. Eine Mischung aus szenischer Lesung, gespielten Szenen, Improvisation, Live-Soundtrack und ›selbst gemachten‹ Geräuschen. Aktuell. Schnell. Komisch.« Genau das war die erste Folge »Das Stück, das die Welt verändert«, die im Juni zu sehen war. Drei Menschen trudeln im Hörspielstudio ein, jeder mit großen persönlichen Problemen. Sarah (Irene Rovan) soll aus ihrer Wohnung rausgeekelt werden, Strom und Wasser sind schon abgestellt. Alex (Axel Röhrle) möchte gern im Studio übernachten, weil sein Lebensgefährte zu Hause Ruhe zum Lernen fürs Heilpraktiker-Examen braucht. Die Seriendarstellerin Ina (Sophie Wendt) bekommt seit ihrem 50. Geburtstag nur noch Rollenangebote als Großmutter und sorgt sich um ihre sterbende Mutter im Krankenhaus. Kurzer Check mit dem Soundtechniker (der Percussionist Severin Rauch), dann schlüpfen sie in ihre Hörspielrollen, angelehnt an Tschechows »Drei Schwestern«. Die Kommunikation bleibt immer doppelbödig zwischen Sprecher- und Privatebene. Existenzangst und Alltagsstress treiben die drei um, man landet schnell bei der Tages- und Weltpolitik. Alles eigentlich schrecklich, hier aber auch sehr unterhaltsam. Und vor allem trifft es genau den schrägen, skurrilen TamS-Spirit, der das Theater so unverwechselbar macht.

Jetzt arbeiten Ensemble und Regisseur an der zweiten Folge mit dem Titel »Ist das noch wichtig oder kann das schon weg?«, die am 19./20. und 24./25. Juli aufgeführt wird. Darin soll es, so Golbeck, »mehr um die Auswüchse des Kapitalismus gehen. Welches Menschenbild steckt dahinter?« Die drei versuchen, dieses System zu verstehen, um sich besser vor drohender Verarmung schützen zu können. Die dritte Folge »Das wird doch hoffentlich nicht das Ende gewesen sein« wird vom 9. bis 12. Oktober gespielt. Da soll es verstärkt um Klima und Superreichtum gehen, um das Überleben unserer Spezies inmitten drohender dystopischer Zukunftsszenarien. Und Golbeck fragt sich: Übernimmt die KI bald das Theater-Booking?

Sein großer Wunsch ist es, im Spätherbst alle drei Folgen nacheinander zeigen zu können, was für sein Team sicherlich sehr anstrengend würde. Aber wenn dann die Welt und das TamS gerettet sind, darf man auf eine neue Inszenierung von Golbeck in der nächsten TamS-Spielzeit hoffen. Man ist im Gespräch, und so eine Brise Berliner Luft ist auch in München erfrischend. ||

**DAS TAMS RETTET DIE WELT**
**TamS** | Haimhauserstr. 13a | **19., 20., 24., 25. Juli** (Folge 2), **9.–12. Okt.** (Folge 3) | 20 Uhr | Tickets: 089 345890 | www.tamstheater.de

Anzeige

# Ein unsichtbares Leben

Jakab Tarnóczi inszeniert Asiimwe Deborah Kawes Geschichte einer illegalen US-Einwanderin.

**Die Freundinnen Akama (Naffie Janha) und Achen (Isabell Antonia Höckel, v.l.)** | © Sandra Then

GABRIELLA LORENZ

US-Präsident Trump schiebt massenweise illegale Einwanderer ab. Menschen, die oft seit vielen Jahren in den USA leben, arbeiten, Steuern zahlen, Familien haben, aber eben keine Papiere, keine Versicherungsnummer, keine Greencard – und damit kein Recht, dort zu leben. Ohne die jedoch der Pflege- und Dienstleistungssektor schnell zusammenbrechen würde. Das schert den Maga-Mogul nicht.

Mit ihrer Protagonistin Achen, einer ugandischen Krankenschwester, schildert die Ugenderin Asiimwe Deborah Kawe das Leben einer illegalen Einwanderin über 15 Jahre hinweg. Kawe begann das Stück »Das Gelobte Land« bereits 2020, beendete es 2022 im Rahmen einer Schreibresidenz am Residenztheater, im Juni 2025 eröffnete das »Welt/Bühne«-Festival im Marstall mit der Uraufführung. Diese inszenierte der junge ungarische Regisseur Jakab Tarnóczi, von dem man gerne mehr sehen möchte. Er schuf mit einem hochpräzisen Ensemble ein dichtes, psychologisch genaues Emotionsspektrum, packend bis zum bitteren Ende.

Die Autorin Asiimwe Deborah Kawe ist Theatermacherin in Kampala, als Co-Intendantin des internationalen KITF-Festivals weltweit vernetzt. Und eine spannend erzählende Dramatikerin. Achens Geschichte beginnt 2002, die Aufführung mit einem Rückblick von 2017 aus. Vor einer breiten Fensterfront, durch die man leicht vernebelt in zwei spiegelbildliche Hotelzimmer schaut, mit Seitenblicken in Küche oder Bad (Bühne: Botond Devich), sitzt Achen erschöpft und deprimiert an einem Cafétisch im Nirgendwo. Das Handy klingelt: Eine Journalistin will Achens Fall publizieren, um vielleicht die drohende Abschiebung zu verhindern. Carolin Conrad sitzt zunächst in einem Glaskabuff, über Skype in Kontakt mit Achen. Sie folgt ihr dann oft auf der Bühne als Beobachterin, ihre Nachfragen halten die Erzählung am Laufen. 2002 reist Achen mit einem Besuchervisum in die USA und nutzt die Gelegenheit. Die untergrunderfahrene, energische Freundin Akama (Naffie Janha) organisiert die Flucht aus dem Hotel, in dem die US-Betreuerin Kat sie zur Rückreise abholen will. Diese Kat spielt Liliane Amuat als schillernd gefährliche Gutmenschin mit verlogener Freundlichkeit, ekstatisch in übertriebener Empathie für Afrika, heimlich erotisch interessiert an Achen. Für ihre Enttäuschung wird sie sich später rächen, als beide sich als Nachbarinnen wiedersehen.

15 Jahre muss sich Achen verstecken, unsichtbar bleiben. Sie entkommt knapp der Zwangsprostitution, hangelt sich von einem schlecht bezahlten Pflegejob zum nächsten. Braucht Hilfe von anderen Illegalen, die Kontakte sind oft wegen Abtauchen-Müssens unterbrochen. Bekommt einen Sohn, den sie allein großzieht. Im Wechsel von erzählten Rückblenden und Spielszenen verlebendigt Isabell Antonia Höckel differenziert und sensibel die Gefühlsschwankungen Achens zwischen Hoffnung, Verzweiflung und ständiger Angst vor Entdeckung. Sie verliebt sich in einen Amerikaner, ein berührend zarter, zärtlicher Tanz mit Chris (Niklas Mitteregger) besiegelt die Liebe. Endlich ein bürgerliches Leben mit Wohnung und Grillabend, ein zweites Kind. Nach fast 16 Jahren steht die ersehnte Anhörung zur Legalisierung an. Dann wäre alles gut. Doch die inzwischen evangelikale Trump-Anhängerin Kat hat Achen rechtzeitig bei der Polizei denunziert.

Solche Fälle sind jetzt bereits tausendfach grausame Realität. Kawe schrieb das Stück zur Stunde, Jakab Tarnóczi inszenierte den schonungslosen Text als bewegendes Schicksal ohne sentimentale Drücker. Hoffentlich überlebt die hervorragende Aufführung Trumps Amtszeit, auch als Mahnung an unsere jetzige Regierung. ||

**DAS GELOBTE LAND**
**Marstall** | **5., 19. Juli** | 20 Uhr | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeigen

# Holzgeschnitztes Märchen

Philipp Stölzl inszenierte die Uraufführung von Franz Xaver Kroetz' neuer Version der »Gschichtn vom Brandner Kaspar«.

GABRIELLA LORENZ

Offenbar hatte es Andreas Beck, der Intendant des Bayerischen Staatsschauspiels, nicht schwer, Franz Xaver Kroetz zu einer neuen Fassung des »Brandner Kaspar« zu überreden. Obwohl der doch seit zehn Jahren nicht mehr fürs Theater schreiben wollte. Aber: »Den ›Brandner‹, den hatte ich drauf. Jeder Bayer hat den ›Brandner‹ doch irgendwie drauf«, sagte Kroetz im »SZ«-Interview. So hat das Resi jetzt wieder seinen eigenen »Brandner«, in Konkurrenz zum Volkstheater, wo er schon seit 20 Jahren läuft, leider nur selten. Kurz vor der Premiere fing sich Hauptdarsteller Günther Maria Halmer eine Grippe ein und Kroetz rettete den Termin mit einer Lesung seines Stücks. Ein köstliches Vergnügen, das auch der Dichter sichtlich genoss, inklusive der Publikumsovationen. Die gab's reichlich auch nach der wirklichen Uraufführung einige Tage später. Die nächsten Aufführungen sind längst ausverkauft.

Aber warum wurde das Dialektstück so ein Kult? Weil es den Tod nahbarer macht als menschlichen Gesellen, den man austricksen kann? 1871 veröffentlichte Franz von Kobell »Die G'schicht vom Brandner Kaspar«, den auftragsgemäß der Tod holen soll. Doch das urbayerische Schlitzohr Kaspar macht den Boanlkramer (für Nichtbayern: Knochenhändler) mit Kirschgeist betrunken und gewinnt ihm beim Kartenspiel durch Betrug einige Lebensjahre ab.

**Boanl (Florian von Manteuffel) und Brandner (Günther Maria Halmer) am Gipfelkreuz** | © Sandra Then

1934 schrieb Joseph Maria Lutz die erste Bühnenfassung, die bald verfilmt wurde. Kobells Ururgroßneffe Kurt Wilhelm bearbeitete 1975 den Stoff für das Residenztheater, hochbarock aufpoliert mit opulentem Himmelskitsch und einer dramatischen Lovestory. Seine Inszenierung wurde bis 2001 an die tausend Mal gespielt. 2005 nahm sich Christian Stückl im Volkstheater Wilhelms Text vor, bürstete ihn frech, ironisch und hochkomisch gegen den Strich – bis heute ein Publikumsrenner. In einem Film von Bully Herbig spielte Kroetz 2021 selbst den Brandner.

Der Dichter Kroetz hingegen reduziert seine holzgeschnitzte Version weitgehend auf Kobells Original und lässt Nebenhandlungen weg. Übernommen von Wilhelm hat er nur die Enkelin Seferl, dazu erfunden hat er zeitgenössisch deren abtrünnige Mutter Rosl, die ihr Baby dem Opa überließ und in die Stadt abhaute. Ein Märchen soll es sein. Für die Inszenierung wünschte sich Kroetz »alte Theatermittel«, also wenig Technik und Digitales. Regisseur Philipp Stölzl kam dem Wunsch nach und zitiert Volkstheaterklischees: Seine Bühne ist ein riesiges Votivbild, die Vorderflügel bemalt mit einer Almlandschaft, aufgeklappt zeigen dahinter Rollkulissen Wolkenhimmel, steiniges Gebirge oder Kaspars karge Stube mit Bett und Tisch. »Da war i wieda amoi«, ruft der Boanl zu Anfang und müht sich höllisch am Votivbild ab. Florian von Manteuffel spielt einen schmierigen Typen im schwarzen Anzug, sein Körper windet sich in komischen Verdrehungen, immer für einen Slapstick gut. Endlich ist die Tür offen, der Kaspar steigt mit Seferl (erfrischend energisch: Elisabeth Nittka) schwer atmend den Berg hinauf zum Gipfelkreuz. Da lauert schon der Boanl, spreizt wie Nosferatu seine Finger über Kaspars Kopf, packt jedoch nicht zu, sondern fasst ihn nur zart – der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Denn der Kaspar hat nichts gegen das Sterben, nur bitte erst später.

Günther Maria Halmer ist ein nachdenklicher Kaspar, den Kroetz philosophieren lässt, warum man nicht sein Leben ohne die gemachten Fehler wiederholen könne. Der sturköpfig dem heißgeliebten Seferl einen rettenden Schluck Schnaps abluchst, zu Hause den Tod seiner Frau nacherlebt, mit Gott hadert und an Seferls Bahre in hemmungsloses Weinen ausbricht. Ihre Mutter taucht nur einmal auf – »Flitscherl« seufzt er ihr wehmütig nach, voller Liebe und Verachtung. Für diesen kurzen Auftritt schlüpft eine der drei exzellenten Musikerinnen in Minirock und hohe Hacken – sonst begleiten die Dirndl-Damen an Akkordeon (Maria Helgath), Kontrabass (Anna Veit) und Gitarre (Anna Emmersberger) mit den volkstümlich angelehnten Kompositionen von Michael Gumpinger. Oder posieren als »Hosianna« singende Engel.

Solche Ironie leistet sich Regisseur Stölzl nur in den himmlischen Gefilden: Da schwebt Petrus (Michael Goldberg) päpstlich weiß gewandet mit roten Strümpfen (Kostüme: Kathi Maurer) auf goldenem Thron einher, legt Wert auf Hochdeutsch und korrekten Konjunktiv, schmaucht Wasserpfeife und wanzt sich unziemlich ans Seferl an. Sonst zeigt Stölzl die »alten Theatermittel« stolz vor: Die Seile, die Kaspars Bett zum Paradies hochziehen, hätten alle Techniker als sicher befunden, sagt Boanl Manteuffel und liefert ein witziges Extempore übers Theater. Etwas mehr von diesem Pep hätte die melancholisch grundierte Aufführung gut vertragen. Die Himmelfahrt selbst kommt doch nicht ganz ohne »neue« Videotechnik aus.

Halmers Brandner ist ein knorriger, innerlich weicher und reflektierter Alter, uneitel auch im Nachthemd. Bei der Premiere nuschelte er allerdings einiges schwer verständlich weg, ebenso wie Petrus (Goldberg) bei einer unerwartet bairischen Fluch-Tirade (Szenenapplaus!). Doch die Aufführung – voller Respekt vor den Dichterwünschen und dem Brauchtum – ist ein schönes Kontrastprogramm zum Volkstheater-»Brandner«. ||

**GSCHICHTN VOM BRANDNDER KASPAR**
**Residenztheater** | **8., 20., 27.–29. Juli**
19.30 Uhr (So 18.30 Uhr) | Tickets: 089 21851940 (ggf. Restkarten) | www.residenztheater.de

# Macht oder Moral?

Das fragt die Schauburg mit »Frieden Kriegen«, einer Bearbeitung des indischen Epos »Mahabharata«.

»Frieden retten« ist ein Anfang Juni veröffentlichtes Friedens-Gutachten übertitelt. Vier deutsche Friedensforschungsinstitute untersuchen darin, wie sich Europa gegen Kriegsbedrohungen verteidigen, aber Frieden bewahren kann. Doch um Frieden zu retten, muss man ihn erst mal haben – dieses Glück hat Westeuropa, im Gegensatz zu vielen anderen Ländern. Aber gab es nicht immer schon Kriege in der Menschheitsgeschichte? Nachweislich erst, seit nomadische Jäger sesshaft wurden, denn gekämpft wurde stets um Territorien und Vorherrschaft. So auch im ältesten und größten Epos der Welt, dem indischen »Mahabharata« (»Die große Geschichte der Bharata«). Es ist zwischen 2400 und 1600 Jahre alt und erzählt den Generationen währenden Bruderkrieg zwischen den Nachkommen des Fürsten Bharata. Darauf basiert die Aufführung »Frieden Kriegen« in der Schauburg, für Jugendliche von 10 bis 13 Jahren.

Die Dramaturgin Katharina Engel hat eine Digest-Fassung von 80 Minuten erarbeitet, konzentriert auf die wichtigsten Personen des Konflikts. Die verfeindeten Clans sind Cousins: Die Kauravas vertritt Dhuryodana (Anh Kiet Le), Sohn und ehrgeiziger Erbe des regierenden Königs. Sein Berater Shakuni (Simone Oswald) ist ein listenreicher, skrupelloser Machtpolitiker. Der Vater der Pandavas verzichtete einst zugunsten seines Bruders auf den Thron, aber seine drei Söhne wollen nun ihren Anteil am Reich. Jeder hat eine besondere Begabung: Yudhishtira (Janosch Fries) ist ein großer Kämpfer, Bhima (Sibel Polat) ein starker Ringer, Arjuna (Hardy Punzel) der beste Bogenschütze. Zu ihnen gesellt sich die mutige Prinzessin Draupadi (Annelie Straub mit Schwung und Kampfgeist).

Thilo Ullrich baute für die Machtbereiche zwei liegende Holzringe zum Unendlichkeitssymbol zusammen, darin stehen schlanke Metallgerüste zum Erklettern. Sehr abstrakt. Regisseur Marcelo Diaz lässt sein Ensemble oft statisch berichten, ein packender Spielfluss entsteht selten. Die Szenenübergänge moderiert der Erzähler David Benito Garcia, er mahnt auch manchmal als Vater oder Gott Krishna Verantwortung an. Für Action sorgen hauptsächlich die von Janosch Fries choreografierten Stockkämpfe. Es gibt schöne Bilder, etwa beim gezinkten Würfelspiel Skakunis mit dem spielsüchtigen Yudhishtira, der alles verliert. Aber es bleibt ein didaktisches Lehrstück.

Das hinduistische Epos teilt seine Helden nicht eindeutig in Gut und Böse, wenn auch die Pandavas die Edleren sind und am Ende siegen. Aber die Schauburg entlässt ihr junges Publikum vor dem finalen Kampf mit einer offenen Frage. Arjuna steht mit seinem Bogen bereit und zaudert: Will ich meinen Verwandten töten? Was tu ich hier? Wie sollen Zehnjährige sich zwischen Macht und Moral entscheiden, wenn's schon Politiker kaum können? || lo

**FRIEDEN KRIEGEN**
**Schauburg** | **6. Juli** | 16 Uhr | Tickets 089 23337155 | www.schauburg.net

# Idyll oder Albtraum?

Christiane Hubers Performance »Wood Wood Wood« beschäftigt sich mit dem Urwald von Białowieża.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

»Der Wald steht schwarz und schweiget« heißt es im Abendlied von Matthias Claudius, das Ende des 18. Jahrhunderts entstand. Schwarz klingt eher unheimlich. Und unheimlich ist der Wald auch in Christiane Hubers neuer Performance »Wood Wood Wood – nothing's ever good«. Denn er erinnert sich an alles, was auf seinem Gebiet geschah, der Wald vergisst nicht. Christiane Huber betrachtet den einzigartigen Urwald von Białowieża als Archiv verdrängter Erinnerungen. Teppichstücke wie Holzscheiben liegen bei der szenischen Lesung »Looping Trees«, einer Vorarbeit, im Keller des NS-Dokumentationszentrums, über dessen breite Treppen wir hinuntergelangen. Auf diesen Treppen liegt eine Darstellerin. Von der Galerie spricht eine andere, um die Ecke tauchen noch zwei auf. Małgorzata Biela, Amie Georgson Jammeh, Maria Hafner und Aleksandra Matlingiewicz lesen und erzählen auf Deutsch, Englisch und Polnisch von den Menschen in diesem Grenzwald. Von Jüdinnen und Juden, die ermordet wurden; von Tieren, die gejagt wurden, und von Geflüchteten, die als Spielball politischer Machthaber in diesen Wald getrieben und dort ohne Mitgefühl ihrem manchmal tödlichen Schicksal überlassen werden. Denn der Wald bildet die Grenze von Europa. Polen und Belarus grenzen hier aneinander.

Auf einer Art Stelzen bewegen sich die vier Performerinnen auf allen vieren wie seltsame Tiere durch den »Wald« und beschwören romantische Mythen und Grausamkeiten. In wundersamen Gesängen steigen Waldklischees auf. Neben Beethovens Europahymne »An die Freude«, die hier einen schlechten Beigeschmack hinterlässt, erklingt auch Mendelssohn-Bartholdys Abschied vom Wald »Oh Täler weit, oh Höhen«. Hauptsächlich aber ist die Musikerin und Chorleiterin Pola Dobler, die auch Gründerin des feministischen Chors The Witches of Westend ist, für diesen Klangraum zuständig. Der dient in Christiane Hubers Performance mit Texten von Dana von Suffrin und Tatsiana Zamirovskaya gleichzeitig der Erinnerungsarbeit und dem Nachdenken über die Gegenwart. Der Wald speichert alles und vergisst nichts. ||

**WOOD WOOD WOOD – NOTHING'S EVER GOOD**
**Kammerspiele Werkraum** | **18. Juli** | 19 Uhr
**19. Juli** | 18 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.kammerspiele.de

# Von Krakerlak bis Kontrabass

Es sind schwierige Zeiten für die Kultur.
Da kommt ein Geburtstag gerade recht:
Das Hofspielhaus wird zehn Jahre alt.

**Christiane Brammer freut sich auf die nächsten zehn Jahre** | © Veronika Eckbauer

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Als die Schauspielerin Christiane Brammer sich ihren Traum vom eigenen Theater erfüllte und im Oktober 2015 ihr Hofspielhaus in der Falkenturmstraße zwischen Staatsoper und Hofbräuhaus eröffnete, dachte man: Die Frau hat Mut. Der Theaterraum im Keller, in dem vorher die Musikbühne Rausch und Töchter war, ist klein und verwinkelt, schwierig zu bespielen. Aber die Theaterchefin hatte einen Joker in der Hinterhand: den kleinen Innenhof, der es auch in der Saure-Gurken-Zeit im Sommer erlaubt, Theater an der frischen Luft zu spielen. Und Christiane Brammer hat es geschafft: Das Hofspielhaus wird zehn Jahre alt. Mit immer neuen Ideen und einem gemischten Programm, das Theaterfans ebenso anspricht wie die Freunde von musikalischer Unterhaltung, Kabarett und Nonsense, hat sie sich ein Stammpublikum erobert. Und mit den zauberhaften Kinderstücken, die auch Erwachsenen großen Spaß machen. Da sind immer auch Wortspiele für die Großen eingebaut. Wie in »Der eingebildete Krake« (12. Juli), wo unter anderem die Krakerlake in einem verspielt komischen Roadtheater dem achtarmigen, aber nullbeinigen Oktopus nicht nur den Weg ins Krakenhaus, sondern auch zu sich selbst zeigt.

Für die Winzbühne muss sich jede Produktion von Neuem eine kreative Lösung einfallen lassen, das hat bisher immer gut funktioniert, auch wenn man manchmal die Füße einziehen muss, damit die Schauspieler*innen nicht stolpern. Einmannstücke wie »Der Kontrabass« (12. Juli) können da die Lösung sein. Michael Grimm unterfüttert die Figur des Musikers mit der Krankheit der Zeit, dem ewigen Sich-zurückgesetzt-Fühlen, dem Anspruch, man hätte doch was Besseres verdient.

Mit Dominik Wilgenbus und Christoph Theussl sind im Hofspielhaus Theatermacher am Werk, die auch die musikalische Richtung großartig bespielen, wie in der lustigen Reise »In 80 Tagen um die Welt« (13. Juli), wo es auf der Bühne zugeht wie am Piccadilly zur Rushhour. In der an Sprachspielen und Tierkostümen reichen Inszenierung wird auch choreografisch gearbeitet, zumindest mit den Fingern. Oder man geht mit den »Beatles on Air« in die Luft (16. Juli), einer der musikalischen Hommagen, die ebenfalls zur DNA des Hofspielhauses gehören.

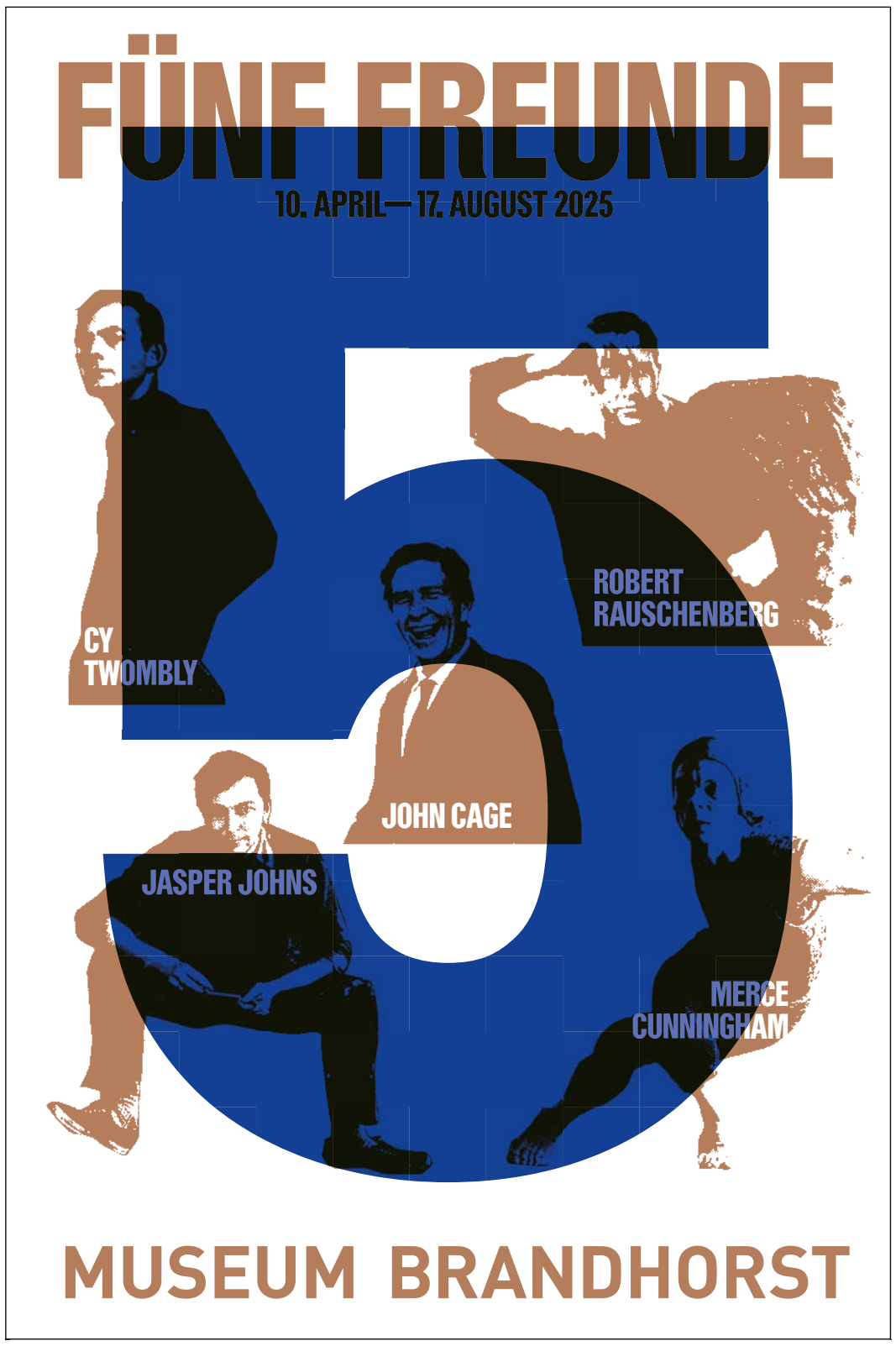
Diese und andere Produktionen sind im Juli beim alljährlichen Theater-für-alle-Open-Air zu sehen, bei dem die Karten für fast alle Vorstellungen gar nichts kosten, für unter 18-Jährige sowieso nicht. Um das möglich zu machen, gibt der Bezirksausschuss einen Zuschuss, genauso wie für die Nachwuchspflege durch den Jugendclub. Der hat gerade mit »Connection lost …« ein Stück über die Einsamkeit junger Menschen herausgebracht hat. Das spielt in einem Waschsalon, einem Ort, an dem man live in Interaktion treten kann, wenn man es nicht verlernt hat.

In den Genuss der Dreijahresförderung für freie Bühnen der Stadt München kommt das Hofspielhaus nicht, es muss sich mit Zuschüssen um die 32.000 Euro im Jahr bescheiden. Das reicht hinten und vorne nicht, weshalb Christiane Brammer sich immer etwas Neues einfallen lassen muss. Die Stuhlpatenschaften etwa, die man ab 50 Euro erwerben kann. Gerade hat die unerschütterliche Optimistin einen Freundeskreis ins Leben gerufen, denn »wir brauchen Sie!« Was für die große Oper ganz in der Nähe recht ist, kann dem armen Theater nur billig sein. Die Mitgliedschaft kostet 129 Euro pro Spielzeit, da ist dann die Stuhlpatenschaft inklusive. Und es gibt noch ein paar Benefits obendrauf, wie man das von Crowdfunding-Aktionen kennt. Schließlich möchte Christiane Brammer mit ihrem Hofspielhaus gerne den 20. Geburtstag feiern. Wir wünschen alles Gute! ||

**10 JAHRE HOFSPIELHAUS – JUBILÄUMSFEIER**
**Alte Münze Innenhof** | Hofgraben. 4 | **11. Juli**
18 Uhr | Eintritt frei

**THEATER FÜR ALLE**
**Alte Münze und Kosttor**
**12., 13., 16., 23., 30. Juli** | verschiedene Zeiten
Anmeldung: www.hofspielhaus.de

Anzeige




## VORMERKEN!

**Ab 9. Juli**

**MICHAEL KOHLHAAS**
**Metropoltheater** | Floriansmühlstr. 5 | **9.–12., 20., 21., 25.–27. Juli** | 19.30 Uhr (So 18 Uhr) | Tickets: 089 32195533 | www.metropoltheater.com

Jochen Schölch inszeniert ganz gegenwärtig ein Stück über Macht und Gewalt. Alles beginnt in Heinrich von Kleists Novelle »Michael Kohlhaas« mit einem Amtsmissbrauch, den man auch einen dreisten Betrug nennen könnte. Dem gottesfürchtigen Pferdehändler und Familienvater Kohlhaas wird auf der Reise zu einem Pferdemarkt willkürlich ein Passierschein abverlangt, seine als Pfand zurückgelassenen wertvollen Reitpferde fast zu Tode geschunden. Entschädigung erhält er vor Gericht nicht. Daraufhin wendet der Mann, für den Ordnung ein hohes Gut ist, sich gegen diejenigen, die diese Ordnung nach Gutdünken zu ihren Gunsten auslegen. In seinem Gerechtigkeitsfuror wird er zum Mörder und Brandstifter. Ist er nun Held oder Terrorist?

**14. Juli bis 8. September**

**THEATERSPIELE GLYPTOTHEK**
**Innenhof der Glyptothek** | Königsplatz | 20 Uhr (spielfrei 18., 19., 21., 26. Juli, 2. Aug.) | Tickets: https://theaterspieleglyptothek.cargo.site/ 089 52304466 (Mo bis Fr 10–12 Uhr)

Den Frauen gehören die Theaterspiele in der Glyptothek. Alex Novak und Sven Schöcker, die das seit über 30 Jahren stattfindende Sommertheater von den Begründern Beles Adam und Wolfgang Petersen übernommen haben, zeigen »Alkestis« von Euripides und »Kassandra. Ein Stück« mit Texten von der Antike bis heute. Alkestis muss sterben, weil ihr Mann Admetos der Artemis vor ihrer Heirat kein Opfer gebracht hat. Wird aber von den Göttern gerettet. Der Seherin Kassandra glaubt niemand ihre Voraussagen, weil Apollon das verhindert. Die Götter, sie sind ungerecht und grausam. Ins Programm eingestreut findet sich auch »Goethes Iphigenie« aus dem letzten Sommer und ein Abend mit Lyrik, Prosa und Jazz.

**18., 19. Juli**

**REINHEIT**
**HochX** | Entenbachstr. 37 | 20.30/20 Uhr
Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

Erinnert sich noch jemand? Während der Coronapandemie war Händewaschen total angesagt. Alle Medien zeigten unermüdlich, wie es richtig geht. Noch heute hängen in Bürotoiletten die Anleitungen. Theatermacher Oliver Zahn hat in der Pandemie einen Waschzwang entwickelt und zeigt nun eine szenische Rekonstruktion desselben im HochX. In »Reinheit« übernimmt der Schauspieler Jan Jaroszek die Waschungen. In aller Ausführlichkeit und detailgetreu führt er aus, was Zahn damals tat. Die Performance verzichtet auf Ausschmückung, Beschönigung oder Kürzung, damit sich die innere Logik des Zwangs voll entfalten kann. Zahn, der für recherchelastige und archivbasierte Arbeiten bekannt ist, zelebriert den (Wasch-)Zwang als vermeintlichen Schutz gegen das Unkontrollierbare.

**17. Juli bis 17. August**

**DIE TÜR NEBENAN**
**theater … und so fort** | Hinterbärenbadstr. 2
Do bis Sa 20 Uhr (nicht 7., 14. Aug.), So 18 Uhr
Tickets: 089 23219877 | www.undsofort.de

Das theater … und so fort gönnt sich keine Sommerpause, die kann es sich schlicht nicht leisten. Stattdessen spielen Heiko Dietz und Conny Krause eine Komödie von Fabrice Roger-Lacan, dessen »Krawattenclub« das Theater als deutsche Erstaufführung herausgebracht hatte. »Die Tür nebenan« ist eine typische Verwechslungskomödie. Eine Frau und ein Mann wohnen nebeneinander und können sich nicht ausstehen. Jede Begegnung artet in Streit aus. Es dürfen Türen knallen. Aber eigentlich sind die Psychologin und der Produktionschef einer Joghurtfirma bedürftige Singles auf der Suche nach Liebe. Online knüpfen sie romantische Beziehungen an. Und nur das Publikum ahnt, welche Traumpartner die Protagonisten dieser Wortwitzkomödie gefunden haben.

# TEUFLISCHE DETAILS

Der Choreograf Marco Goecke – und seine Beziehungen zu München.

**Proben zu »Le Sacre du Printemps« von Marco Goecke mit dem Ballett des Staatstheaters am Gärtnerplatz** | © Marie-Laure Briane

**Marco Goecke** | © Rahi Rezvani

CLEA ALBRECHT

Das Phänomen Marco Goecke! Erste Werke 2000 für die Staatsoper Berlin und das Theater Hagen. Seitdem mehr als 90 Choreografien für Ensembles quer über den Globus. Aber das ist es nicht, was Goecke zu einem ganz besonderen Tanzschöpfer macht. Hier ein kurzer Blick zurück in die Geschichte des »modernen Tanzes«: Ab den 1910er/20er Jahren hatten Mary Wigman, Kurt Jooss, Gret Palucca und viele weitere Tanz-Besessene das Bewegungs-Vokabular bereits erweitert. Goecke wagte sich da nun vor zu einer minutiösen Erforschung des Körpers in all seinen ungezählt möglichen Beweglichkeiten. Das Motto also: Jeder einzelne Muskel kann seinen eigenen Tanz aufführen. Und diese neue Sicht auf den Körper würden wir als eine Revolution des Tanzes einstufen. Ganz ähnlich der Hinwendung der Malerei vom Realismus in die abstrakte Form.

Erzähl-Ballette wie sein »Nussknacker«, 2006 fürs Stuttgarter Ballett, und 2018 seine choreografische Version von Fellinis neorealistischem Meisterwerk »La Strada« (1953) fürs Münchner Gärtnerplatz-Tanzensemble sind die eher seltenen Ausnahmen. Als künstlerisches Prinzip gilt für ihn: keine konkrete Handlung. Goeckes Choreografien, wenn auch bis ins letzte ausgearbeitet, lassen den Zuschauer gewollt frei. Das ist für die Tanzkritik eine absolute Herausforderung – und zugleich die Faszination seiner Werke.

Aber noch zum biografischen Anfang. Marco Goecke, 1972 in Wuppertal geboren, wächst heran in der Stadt mit dem Pina-Bausch-Nimbus. Zunächst habe er die Arbeit von Bausch, von William Forsythe und Jiri Kylián gar nicht bewusst wahrgenommen, so Goeckes Erinnerung. Der Teenager Marco ist eher mit sich selbst, mit seiner beruflichen Zukunft beschäftigt. Er setzt sich bei den Eltern durch mit seinem Wunsch eines Tanz-Studiums. Aber da ist eine Unruhe in diesem jungen Menschen, eine gewisse existenzielle Ungeduld. Dies wohl der Grund, warum er aneckt in der Münchner Heinz-Bosl-Stiftung/Ballett-Akademie. Nach zwei Jahren wechselt er ans Königliche Konservatorium in den Haag mit Abschluss-Diplom 1995. Er tanzt ein Jahr im Ensemble der Deutschen Staatsoper Berlin und vier Jahre am Theater Hagen. Keine Lebensperiode für seine künstlerische Entfaltung – so meinte er. Und doch muss er viel über Training, die Notwendigkeit von Disziplin und – aus erwachendem Interesse – über das Entwerfen von Bewegungen und Schritten gelernt haben. Er beginnt, eigene Choreografien zu entwickeln. Und kann sich relativ schnell überregional etablieren. Von 2005 bis 2018 ist er Hauschoreograf des Stuttgarter Balletts, in gleicher Position 2006–2012 beim Scapino Ballett Rotterdam, ab 2013/14 dann auch Associate Choreographer beim Nederlands Dans Theater. Ab 2019 ist er Artist in Residence bei Gautier Dance in Stuttgart sowie 2019–2023 Ballettdirektor der Staatsoper Hannover, wo ihm nach dem Hundekot-Skandal gekündigt wird. Zwischenzeitlich in verschiedenen Häusern präsent, wird er nun mit Beginn der Spielzeit 2025/2026 künstlerischer Leiter und Hauschoreograf des Balletts am Theater Basel.

Anläßlich seiner Kreation »La Strada« im Juli 2018 fürs Münchner Gärtnerplatz-Tanzensemble ein erstes Interview mit ihm. Es war ein sehr intensives Gespräch mit einem offenen, einem zugewandten Menschen. Seine so wunderbare »La Strada«-Version ist auch nach sieben Jahren mit vielen Szenen in unserer Erinnerung. Weil die menschliche Zerbrechlichkeit in dieser Filmgeschichte in der Sprache des Tanzes erfahrbar wurde. Aktuell, in diesem so dichten Münchner Tanzsommer, hat der ja immer Schaffensbereite gleich zwei Aufträge: den »Sacre« sowie »Devil's Kitchen«. »Des Teufels Küche«? Ein Titel, der – was ja gewollt – sich vielfach deuten läßt. Das BJBM jedenfalls fegte, jagte, schoss im Juni über die Bühne des Münchner Prinzregententheaters, als sei es in Goeckes Bewegungssprache geboren. Ein Tanz-Idiom ganz aus dem Körper heraus – in der optischen Wirkung fast schon surreal. Genau das war wohl das Ergebnis von Goeckes wochenlanger intensiver Zusammenarbeit mit dem BJBM. Die 15 Mitglieder waren total eingefühlt in dieses »Teufels-Idiom«. Im BJBM-Juni-2025-Programmheft verrät Goecke im Interview mit Serge Honegger (zu der Zeit noch Staatsballett-Dramaturg), wie es in ihm oft kämpft: »Wenn ich mit einer Choreografie fertig bin und ein neues Stück anfange, dann vergesse ich alle Verzweiflung, den Schmerz oder die Angst, dass ich das Handwerk vielleicht gar nicht beherrsche.« Ängste, Zweifel zugeben, das gehört für Goecke zum Leben.

Hier eine kleine, nicht unwichtige Anmerkung: München war die Stadt, die er als aufmüpfiger Ballett-Eleve wild entschlossen hinter sich ließ. Aber schon lange ist die Isarstadt für ihn eine Art zweite Heimat geworden. Auch durch seine lange Beziehung zum Gärtnerplatztheater. Just dort hat am 17. Juli »Strawinsky in Paris« Premiere: ein Zweiteiler mit je einer Kreation von Goecke und Jeroen Verbruggen. Der hierorts noch nicht bekannte Belgier macht den Auftakt mit »An American in Paris«. Diesen Titel des berühmten 1951 von Vincente Minnelli inszenierten Musical-Films zu Melodien von Gershwin hat er zu »Farewell to Paris« umformuliert: »Ich erzähle ja eine andere Geschichte. Gershwin und Aaron Coplands Suite ›Billy The Kid‹ liefern den musikalischen Hintergrund. Der ›Brunnen der Meere‹ an der Place de la Concorde bestimmt die Atmosphäre der Choreografie.« Inhaltlich gibt Verbruggen eher verrätselte Hinweise wie »Das Leben ist ein Spiel von Verquicktheiten. Ein Gobelin, der die Einzigartigkeit des Menschen zeigt.« Das ist vage, aber recht poetisch und macht neugierig auf seine choreografische Umsetzung. Verbruggen hat sich nach einer erfolgreichen Tänzerkarriere in Belgien, Frankreich und Monaco seit 2014 auf seine choreografische Arbeit konzentriert.

Marco Goecke choreografiert Strawinskys »Le sacre du printemps«. Man kennt ja die Geschichte: Nijinkys 1913 in Paris uraufgeführte Choreografie wurde zum Skandal – dennoch bald weltberühmt. Und immer wieder verfallen Choreografen dieser Musik. Man ist gespannt. ||

**STRAWINSKY IN PARIS**
**Gärtnerplatztheater | 19./23./25./27./31. Juli; 1. August; 9./11./23./25. Okt.** | Premiere am **17. Juli**, 19.30 Uhr | Tickets: 089 21851980, www.gaertnerplatztheater.de

**DEVIL'S KITCHEN**
**Brunnenhof der Münchner Residenz | 19. Juli**, 20 Uhr | im Rahmen des Brunnenhof Open Air präsentiert das Bayerische Junior Ballet München vier Werke: neben Goeckes »Devil's Kitchen« Norbert Grafs »Stück im alten Stil«, »Im Wald« von Xin Peng Wang und »Return to Innocence« von Simon Adamson-De Luca | Tickets: 089 5458940, www.musikerlebnis.de

# Vorbilder und Selfmade-Vibes

»Sound On!« will mit Tanz, Musik und Videozitaten erforschen, wie heutige Jugendliche in die Zukunft sehen.

SABINE LEUCHT

In der Arbeit an »Songs of Absence« habe sie gemerkt, »wie cool es ist, mit Musik und Tanz ein Momentum des Empowerments zu schaffen«. Anna Konjetzky war damals für die Choreografie, Sergej Maingardt wie so oft in ihren Arbeiten für das Musikalische verantwortlich. Und ihr gemeinsamer Wunsch, an diese zwei Jahre alte Erfahrung anzuknüpfen, biegt jetzt in die Zielgerade ein. »Sound On!« heißt das neue, sich zwischen Tanz-Performance und Konzert bewegende Stück der Münchner Choreografin, das sich nach längerer Zeit wieder an Jugendliche wendet. Was die nachwachsenden Generationen beschäftigt, interessiert Konjetzky derzeit brennend. Gerade war sie mit ihren beiden Arbeits- und Lebenspartnerinnen plus Kind zehn Tage lang in Beirut, wo sie unter anderem das Solo »Über die Wut« gezeigt haben. Die Sorgen der Menschen im Libanon kurz nach dem US-Angriff auf den Iran hat sie dort hautnah mitbekommen. Und auch, wie zermürbend es ist, »wenn jeden Tag eine extralaute israelische Drohne über einem kreist«. Aber auch die »sehr genderkonforme neue Bundesregierung«, die nicht nur klimapolitisch den Rückwärtsgang eingelegt hat, trüben ihren Blick in die Zukunft. Wie geht es da erst denen, denen diese Zukunft eigentlich gehören sollte?

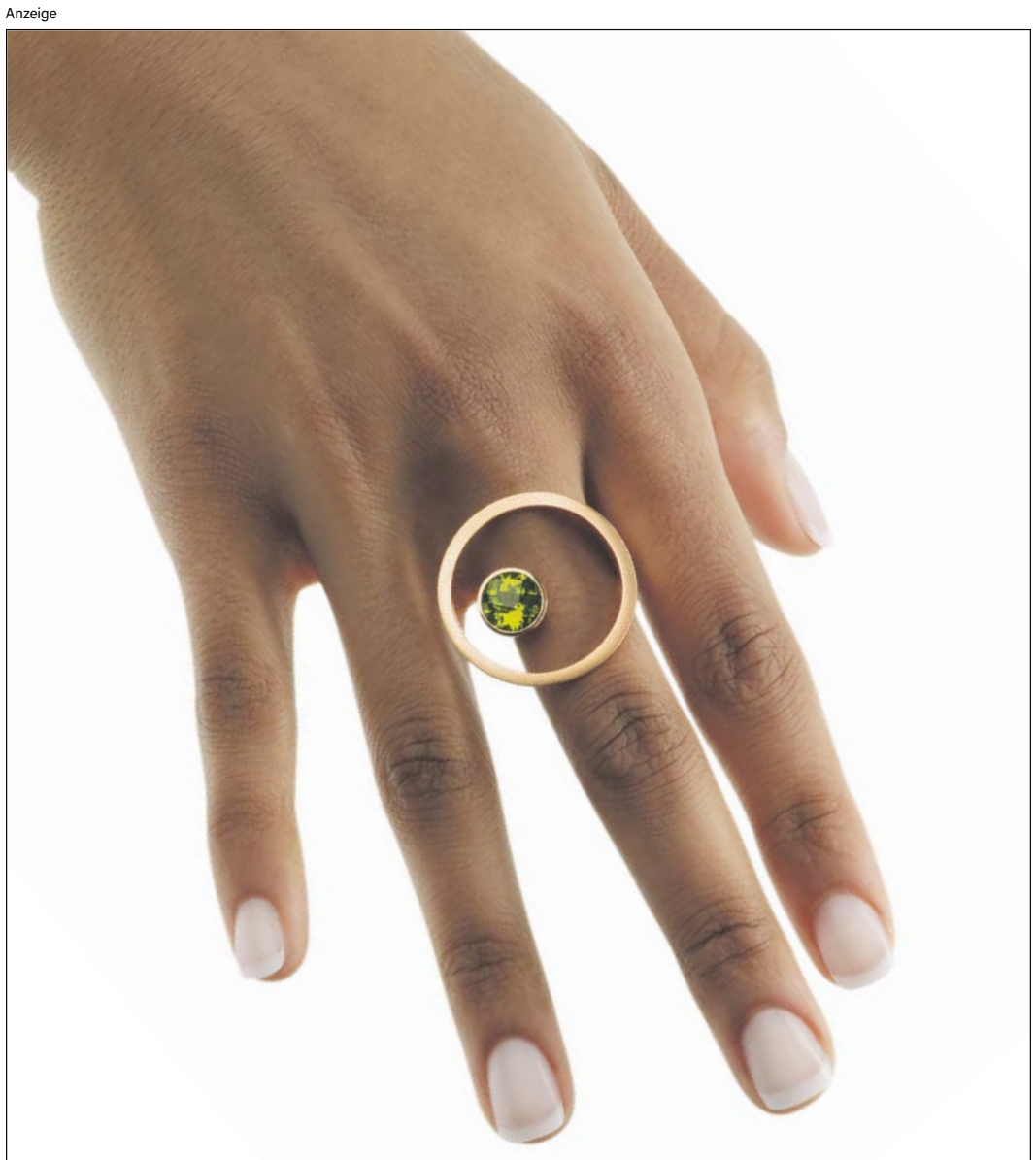
Mit umfangreichen Fragebogen hat das Team zu eruieren versucht, was die Jugendlichen umtreibt und welche Vorbilder sie haben. »Ich selbst bin inzwischen sehr im feministischen Diskurs verankert, kann aber nicht erwarten, dass heutige 13-Jährige Sara Ahmed genauso toll finden wie ich«, sagt Konjetzky, die in diesem Jahr auch ihr zwanzigjähriges Bühnenjubiläum feiert. Tatsächlich seien viele Namen aus dem Musik-Business gefallen, etliche davon aus den USA oder aus dem Deutschrap, aber auch intergenerational konsensfähige wie Emma Watson oder Lady Gaga waren dabei. Und – sie weiß nicht so recht, ob sie darüber lachen oder weinen soll – »auf die Frage nach einem weiblichen Vorbild jenseits von Musik und Film haben rund achtzig Prozent der Teilnehmer*innen Marie Curie genannt«. Den Jungen ist's nicht anzulasten, den offenbar seit den siebziger Jahren kaum aktualisierten Lehrplänen und der einseitigen Fokussierung der Medien auf Personen, die ohnehin schon im Scheinwerferlicht zu schwitzen beginnen, schon.

Die Antworten der jungen Menschen dienten dem Team als Informationsquelle wie als Fundus für die Video- und Musik-Zitate, mit denen die drei Tänzerinnen Sahra Huby, Ammie Jammeh und Cary Shiu und die Sängerin und Songwriterin Florence Mankenda am 8. und 9. Juli im HochX interagieren. Wer dabei welcher Profession angehört, ist nicht so wichtig. »Alle machen alles«, sagt Anna Konjetzky. Auch die Texte in den unterschiedlichen Mutter-Sprachen der Darstellerinnen und die melodischeren Parts der Musik sind Gemeinschaftsarbeiten, die coolen rhythmischen Parts dagegen wieder Maingardts Metier. »Wir arbeiten aber auch abstrakter mit der Stimme, zum Beispiel mit Delay-Effekten, Loops und dem, was wir ›emotional voice‹ und ›emotional body‹ nennen. Meine Stimme hört sich anders an, wenn ich nervös bin oder mich freue«, erklärt Konjetzky. Tänzerisch, sagt sie, werde es »mehr zeitgenössischen Tanz als TikTok« geben. Der Abend, angekündigt als »vielstimmige Kollage des Protests«, versuche seinem Publikum auch auf der Bewegungsebene verschiedene Angebote zu machen und teilweise auch dezidiert auszutesten, »wann Leute auf den Zug aufspringen«. Es geht auch um das Gefühl der Zugehörigkeit und die Bedingungen, unter denen es sich einstellt. Und um (falsche) Erwartungen. Heißt Jungsein eigentlich immer Stimmung und Action? »Auch Jugendliche dürfen mal leise sein, lost und weird. Wir wollen sie auch dazu empowern, zu sich und ihren Gefühlen zu stehen.«

Auch das Setting von »Sound On!« mit ein paar einfachen, rasch auf- und abbaubaren Kisten und einer von den Darstellerinnen selbst geführten Livekamera soll laut Anna Konjetzky empowernd wirken. Ihr Motto für das Stück: »Nicht zu viel Magie!« Ihre Botschaft: »Das könntet ihr auch!« ||

**ANNA KONJETZKY:** SOUND ON!
**HochX** | Entenbachstr. 37 | **8. und 9. Juli**
19 Uhr | Tickets: rausgegangen.de, www.theater-hochx.de

Anzeige




## VORMERKEN!

**25./26. Juli**

**A LESS STABLE UNIVERSE – SALON UND SYMPOSIUM ACCESS TO DANCE**
**Lenbachhaus**, Georg-Knorr-Saal
Freitag, **25.7.**, 17–20 Uhr
**Tanztendenz München** | Lindwurmstr. 88, 5. OG | Samstag, **26.7.**, 10–18 Uhr | Eintritt frei, Anmeldung: archiv@tanztendenz.de
www.munich-dance-hstories.de

Je länger man lebt, desto mehr Jubiläen werden gefeiert. 1925, 1945, etc. Micha Purucker arbeitet schon seit 1984 als Choreograf in München, ist somit ein Pionier der freien Tanzszene. 1985 gründete er mit Mitstreiter*innen die Formation Dance Energy. In Gesprächen beim Salon im Lenbachhaus (25.7.) rufen Beteiligte die damaligen Arbeitsweisen und die Atmosphäre der Stadt ins Gedächtnis. Beim Symposiumstag in der Tanztendenz (26.7.) konturieren Vorträge die damalige Münchner (Gegen-)Kultur und eine Ausstellung informiert über Puruckers Umgang mit Körpern, Medien und Formaten. Tanz als Verständigung über Körper, Wahrnehmung und Raumerleben. Als Utopie? Als Einspruch?

**27. Juli**

**ROSALIE WANKA & PAOLA EVELINA:** STAINS – LECTURE PERFORMANCE
**NS-Dokumentationszentrum**
Max-Mannheimer-Platz 1 | 19.30 Uhr
www.nsdoku.de

Haut und Härte: Die Künstlerin VALIE EXPORT passte ihren Körper proportional an Randsteine, Treppenstufen, steinerne Sockel oder Gebäudeecken an. Wie treffen Körper auf (monumentale) Architektur, das beschäftigt auch die Münchner Tänzerin und Choreografin Rosalie Wanka und die italienisch-argentinische Fotografin Paola Evelina in ihrem Research-Projekt »Captures«. Eine Triangulation von betanzten Orten und fotografierten Choreografien. »Stains« (Flecken), so lautet der Titel ihrer aktuellen Lecture Performance, die die Fragen nach dem Verhältnis von Fleisch und Stein, Erinnerung und Utopie weiter verfolgt.

**30. Juli, 1./2. August**

**STEPHAN HERWIG:** BREATHER
**Schwere Reiter** | Dachauer Str. 114a
20.30 Uhr | Tickets: www.schwerereiter.de

Wer dieses intime und intensive Duett mit den Tänzern Fabian Riess und Alessandro Solima schon gesehen hat, freut sich es wieder erleben zu können. Also: unbedingte Empfehlung für alle, die es nicht kennen!

**5. bis 15. August**

**TANZWERKSTATT EUROPA**
**Verschiedene Orte** | Info und Tickets: www.jointadventures.net

Unabhängig von den Außentemperaturen: Unter Tanzendenden gibt es Kaum-Schwitzende und Stark-Schwitzende. Und bei den Workshops der Tanzwerkstatt Europa, die seit über 20 Jahren jeden Sommer München zum internationalen Hot Spot macht, gibt es sowohl schweißtreibende, hochenergetische Gaga-Technik für Profis (mit Smadar Goshen) als auch Basics des zeitgenössischen Tanzes (mit Sahra Huby) oder Tai-Chi Dao-Yin (mit Chiang-Mei Wang) für Anfänger:innen bzw. all levels. Dhélé Agbetou führt in Urban Styles ein, mit von der Partie sind auch Contact-Improvisation-Klassiker Charlie Morrissey und Avantgarde-Altmeister Wim Vandekeybus. Letzterer zeigt auch die höchst intensive Performance »VOID« ( 5./6.7.) – hier tanzen Lotta Sandborgh und Cola Ho Lok Yee mit, in München bekannt als Gewinnerinnen des Publikumspreises von »HIER=JETZT«. Beim wie stets bestens kuratierten Performance-Programm sollte man keine Vorstellung versäumen, um (in München seltene) Einblicke in aktuelle Tanzkonzepte zu bekommen. Ian Kaler zeigt seine Video-Installation »Sentient Beings« (Schwere Reiter, Eintritt frei) und das Solo »And for the time being« (12.7.), eine autofiktionale Erforschung mit poetischen Bildunterschriften und natürlich einem Pferd. Und als Münchner Position gibt es Moritz Ostruschnjaks »NON + ULTRAS« (13./14.7.), die Fan- und Protest-Orgie mit 500 Fußballschals.

# Blick zurück in die Zukunft

Das Stadtmuseum ist wegen Sanierung geschlossen. Die Interimsausstellung im historischen Zeughaus präsentiert München als Stadt im Wandel.

GABI CZÖPPAN

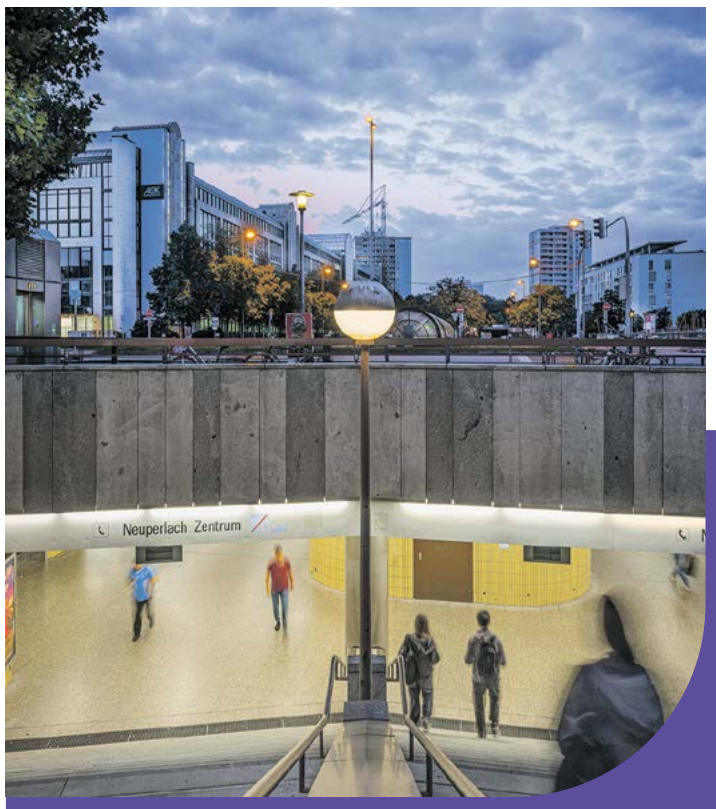
Die gute Nachricht zuerst: Das Stadtmuseum ist zurück auf dem Sankt-Jakobs-Platz und kostet nicht einmal Eintritt. Für die kleine Interimsausstellung »What the City« im alten Zeughaus erteilte das Baureferat die Genehmigung ein Fenster, das dort in dem rund 500 Jahre alten Bau mitten in der Fassade prangte, zu einer Tür zurückzubauen. Jetzt glänzt am Eingang eine riesige Glastür und lockt Touristen wie Münchner in die neue City-Schau. Mit der will man die Stadtmuseums-Fans bis 2027 vertrösten, dass die Schätze des Hauses noch bis 2031 zum großen Teil eingelagert oder auf Weltreise sind.

Drinnen hat man mit einem verbretterten Parcours die unebenen Böden und Treppen ausgeglichen. Auch die Akustik in dem wunderbaren Kreuzgewölbe wurde verbessert. Das alles soll einen kleinen Vorgeschmack auf das neue, barrierefreie und inklusive Museum geben, das im generalsanierten Bau auf 4500 Quadratmeter ein leuchtendes München verspricht.

Zehn Stationen mit zehn Botschaften. Und Tausende Menschen, die die Stadt dahinter bewegen. Die Kapitel beginnen mit »Big«, »Safe« und »Racist City«, gehen über »Pride«, »Pop« und »Art« zur »Rich« und »Green City«. Am Ende des Anglizismus-Reigen stehen die »Fesch City« mit ein paar historischen Dirndln und eine Zettelwand für Vorschläge der Besuchenden, wie sie sich »My City« wünschen. Wer sich zurecht finden will, soll am besten gleich eine App herunterladen, wo Guides auch in Gebärdensprache die Inhalte erklären – das nötige Wlan ist natürlich gratis.

Bevor man sich in die ambivalenten, provokativen und politischen Themen vertieft, fällt der Blick auf das riesige Sandtnersche Stadtmodell – das alte München um 1570, wie es der Drechslermeister Jacob Sandtner aus Straubing für Herzog Albrecht IV. schnitzte und hämmerte. Sein Original steht da nicht, dafür eine rund doppelt so große, maßstabsgetreue Kopie, die vor rund 100 Jahren entstand. Auch Modelle des alten und des künftigen neuen Stadtmuseums lassen sich gleich am Eingang bewundern.

Dann nichts wie rein in den Rundgang mit neuem Boden-Leitsystem und Taststationen für Blinde, mit Sitzecken und Schautafeln, Video- und Soundstationen, Leseecke und Frisörstühlen als Kinosessel. Die aktuellen Tore der Stadt, der »Big City«, sind die Autobahnauffahrten, die Schächte der Schnellbahnen und die Regionalbahnhöfe mit den Pendlerparkplätzen, von denen aus täglich mehr als eine halbe Million Menschen in die Stadt strömen. Neuperlach, der Luise-Kiesselbach-Platz, der Parkplatz am Hallbergmoos und der Bahnhof Haspelmoor sind in Leuchtkästen zu erkennen.




**Beate Passow: »Das Wahlrecht«** digitale Reproduktion einer historischen Fotografie auf Weberei/Tapisserie | 2021 Foto: Thomas Dashuber | © Münchner Stadtmuseum

**Volker Derlath: »Demonstration gegen die Aidspolitik der bayerischen Staatsregierung, Odeonsplatz«** | Fotografie, Oktober 1987 | © Volker Derlath

**Eines der heutigen Tore zur Stadt – Johann Georg Mitterer: »Neuperlach im Münchner Osten«** | Fotografie, 2024 © Münchner Stadtmuseum

Dahinter blitzen die scharfen Spitzen der Hellebarden hervor, mit denen sich die Bürger im Mittelalter verteidigen mussten, und die bronzenen Putti, die noch bis in die 1990er rund um die Mariensäule standen, bevor man sie gegen Kopien austauschte. Die knapp 400 Jahre alten Original-Güsse wiegen Tonnen, so dass man sie im historischen Zeughaus lieber nicht mehr bewegen wollte.

Heute sorgen Überwachungskameras für ein Sicherheitsgefühl. Und das, obwohl München in Deutschland die Stadt mit den meisten Toten ist, die nach 1945 durch rechtsmotivierte, rassistische und antisemitische Anschläge starben. Auch das erfährt man hier: Wie und wann wer verfolgt wurde. Ein ganzer Schilderwald mit Protesten ist aufgebaut. Es gibt Banner der Frauenbewegung, der ersten homosexuellen Gruppe von 1971, gegen Aids-Verteufelung und für nonbinäre und queere Menschen. In eigens gedrehten Videos erzählen 13 Menschen unterschiedlicher Herkunft ihre Geschichte.

Und für Besucher*innen, die sich dann in der »Pop City« die Kopfhörer aufsetzen, wird es richtig laut: Am Original DJ-Pult aus dem Kultclub Harry Klein kann man sich durch die Popgeschichte Münchens klicken, die Soundliste dazu gibt's per QR-Code auf Spotify. Mit den Bassboxen, Kunstwerken und Design-Highlights aus dem Münchner Nachtclub, der 2023 schließen musste, gehört die Ecke zu den Höhepunkten der Ausstellung.

Währenddessen ist die Münchner Kunstszene eher mit lautstarken Botschaften und Zitaten als mit Artefakten vertreten. Rainer Viertlböcks Fotos von Orten, an denen Obdachlose leben, einmal ausgenommen. Als Blickfang hat man immerhin Beate Passows Tapisserie »Das Wahlrecht« über den Köpfen installiert – darauf kämpfen Anita Augspurg und ihre Gefährtinnen vom Verein für Frauenstimmrecht (auf einem Foto des Münchner Atelier Elvira, 1896) collagiert gemeinsam mit Vertreterinnen des San Francisco Chapter of the National Council of Negro Women (auf einem Foto der 50er Jahre mit ihren »Register«-Plakaten) für das Frauenwahlrecht. Auch die »Green City« und die »Rich City« punkten mit informativen Grafiken zu versiegelten Flächen, Wohnungsnot und Armut in der Isarmetropole. Aber warum ist in der »Fesch City« nur die Tracht der Damen zu sehen und keine einzige Lederhose? Die Erfolgsgeschichte des Dirndls, geschneidert vor allem von jüdischen Modemachern, wird anhand von Exponaten vom 19. Jahrhundert bis zum Arbeitsdress der früheren Fremdenverkehrschefin Gabriele Weishäupl von 1990 erzählt. »Wir verstehen uns als ein Labor für Themenvielfalt«, verspricht Direktorin Frauke von der Haar. Und ihr Vize Thomas Weidner will, wenn die empfindlichen Textilien wieder ins Depot wandern, bald auch männliche Tracht wie Joppen ausstellen. ||

**WHAT THE CITY.** PERSPEKTIVEN UNSERER STADT
**Historisches Zeughaus** des Münchner Stadtmuseums | St.-Jakobsplatz 1 | bis Mitte 2027
Di–So 11–19 Uhr, montags geschlossen. Eintritt frei / Zugang barrierefrei | www.stadtmuseum.de

# Frau im Krieg

Model, Modefotografin, Surrealistin, Kriegskorrespondentin: Lee Miller hat viele Leben gelebt. Das Amerikahaus zeigt faszinierende Fotografien aus allen Schaffensphasen.

THOMAS BETZ

Die letzten Bomben auf München fielen am 25./26. April 1945; am 8. Januar hatten 597 Bomber der Royal Airforce die Innenstadt angegriffen: 505 Tote. Auf dem Foto von Lee Miller, das sie im Frühling machte, scheint die vielgestaltige Fassade des Rathauses auf den ersten Blick halbwegs intakt; das Kaufhaus Beck am Rathaus Eck weist größere Schäden auf. Miller – im Auftrag der britischen »Vogue« unterwegs« – zählte zu den wenigen zugelassenen Kriegsberichterstatterinnen, die die Befreiung Deutschlands durch die Alliierten begleiteten. Ihr wohl berühmtestes Foto, gemeinsam mit dem Kollegen David E. Scherman vom »Life«-Magazin inszeniert, zeigt sie nackt (in einer anderen Aufnahme wiederum Scherman) in Hitlers Badewanne sitzend, in dessen Privatwohnung am Prinzregentenplatz. Ein am Wannenrand platziertes Hitlerfoto zeugt von kluger Inszenierung: Die Hand mit dem Waschlappen auf ihrer Schulter korrespondiert mit der Hand auf dem Kopf einer nackten NS-Skulptur. Ihre Stiefel haben den hellen Badteppich verdreckt, es ist der Staub – wie sie in einem Brief an die »Vogue«-Herausgeberin schrieb – der »großen staubigen Flächen, die von so vielen Tausenden verurteilter Füße zertrampelt worden waren – Füße, die schmerzten und scharrten und die Kälte wegstampften und sich bewegten, um den Schmerz zu lindern, und schließlich nutzlos wurden, außer um sie in die Todeskammer zu führen«. Denn am selben Tag war sie noch im eben befreiten Konzentrationslager Dachau gewesen, wo sie, wie zuvor in Buchenwald, die Gräuel dokumentiert hatte. In Hitlers Wohnung erreichte sie übrigens auch die Nachricht von dessen Suizid in Berlin.

Lee Miller war als Reporterin eine Pionierin – und stets auch in ihren vielen Leben als Künstlerin und selbstbestimmte Frau. International zählt sie längst zu den prominenten Namen der (Kunst-)Geschichte, die Film-Biografie mit Kate Winslet – es war deren Herzensprojekt – kam 2024 in die Kinos. In der Surrealismus-Ausstellung im Kunstbau des Lenbachhauses war sie unter anderem mit poetischen Fotografien aus Ägypten vertreten und der Aufnahme von Hitlers brennendem Berghof in Berchtesgaden. Die Ausstellung im Amerikahaus, die niemand versäumen sollte, ist freilich nicht nur zeithistorisch bedeutsam, sie präsentiert Fotos aus allen Schaffensperioden. Als Kriegsreporterin hatte sie keinen Belichtungsmesser zur Hand, nach 11 Aufnahmen musste mühsam eine neuer Film eingelegt werden – aber trotz dieser Arbeitsbedingungen wird deutlich, wie ästhetisch sie komponierte. In höchstem Maße faszinierend sind – tatsächlich – alle Bilder dieser Ausstellung aus den Beständen der von ihrem Sohn Antony Penrose gepflegten Lee Miller Archives.

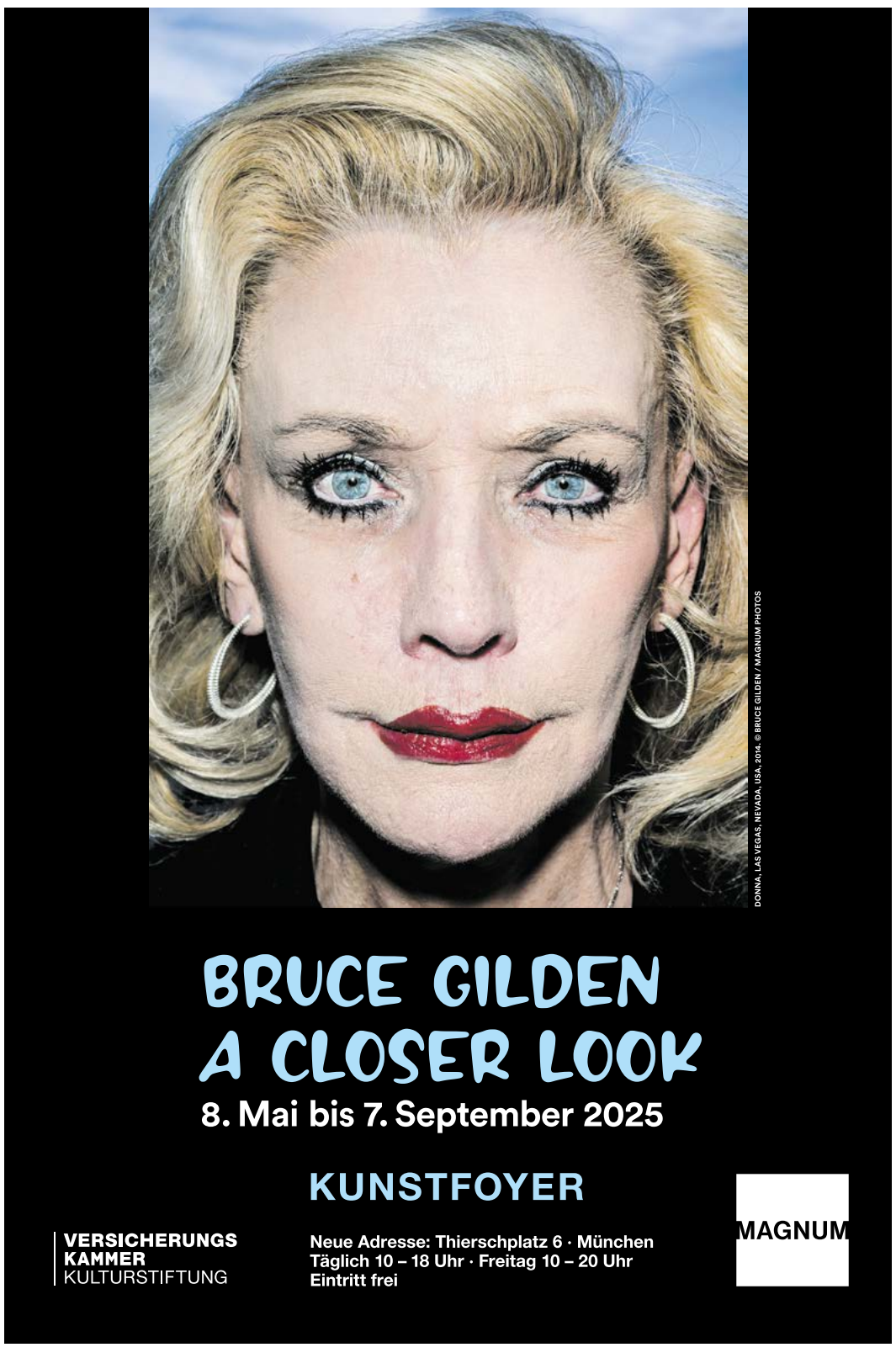
**Vom Model zur Kriegsreporterin – David E. Scherman: »Lee Miller, Vogue Studio, London, England, 1943«**
© Lee Miller Archives, England 2024. All rights reserved.
www.leemiller.co.uk

Anekdoten säumen ihren Lebensweg. Als Fotomodell wurde sie auf der Straße entdeckt, als der Verleger Condé Nast sie vor einem Unfall bewahrte und sofort engagierte. So erschien die kühle Schönheit mit den blauen Augen schon 1926 auf dem Titel der »Vogue«. Noch schöner inszenierte sie sich selbst, verinnerlicht und ohne plumpen Glamour, in ihrem New Yorker Fotostudio, das sie 1932 eröffnete. Fotografin wurde sie in Paris, wo sie 1929 im Atelier des Surrealisten Man Ray als Schülerin, Mitarbeiterin, Geliebte, Modell und Muse aktiv war. Für die französische »Vogue« stand sie sowohl vor als auch hinter der Kamera. Auch gelang ihr als Fotografin etwas einzigartiges: ein Selbstporträt wurde als »Vogue«-Cover gedruckt.

Die Ausstellung zeigt, dass sie eine eigene, einfühlsame Bildsprache praktizierte. Sie porträtierte Prominente und natürlich ihre Künstlerfreunde wie Picasso, Max Ernst, Jean Cocteau und Colette. Mit dem englischen Surrealisten, Autor, Kurator und Sammler Roland Penrose bereiste sie seit 1937 ganz Europa; die beiden wurden ein Paar. Ihre letzte »Vogue«-Reportage 1953 zeigt Gäste bei der Arbeit auf der Penrose-Farm: Kokoschka in der Küche, MoMA-Direktor Barr beim Schweinefüttern. So bereicherten Bekanntschaften, Freundschaften, Liebesverhältnisse ihre Karrieren – und ihren Bilderkosmos. ||

**LEE MILLER PHOTOGRAPHY**
**Amerikahaus München** | Karolinenplatz 3
**bis 31. Juli** | Mo–Do 10–17 Uhr, Fr 14–18 Uhr, Sa 10–18 Uhr, So/Fei geschlossen | Eintritt frei
Taschen nur bis Größe DIN A4 erlaubt
www.amerikahaus.de

Anzeige



**Brigitte Schwacke: »Heaven's Gate«** | Installation in der Kirche St. Paul, 2025 | legierter Aluminiumdraht | © Tom Fährmann

# Kunst zur Lücke

Mit »Heaven's Gate«, einer Raumzeichnung aus Draht, schließt die Künstlerin Brigitte Schwacke eine kriegsbedingte Wunde in der Kirche St. Paul.

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Jahrzehntelang bekannte man sich in St. Paul zur Lücke: Die Spuren der Zerstörung der neugotischen Kirche an der Theresienwiese waren in den Jahren nach dem Krieg beseitigt worden, nur im Treppenaufgang zur Kanzel im Mittelschiff klafft eine Wunde, die man in Erinnerung an die Bombennacht beließ. Der zerstörte steinerne Torbogen wie auch das steinerne Geländer des Architekten Georg von Hauberrisser wurden nicht wieder rekonstruiert.

Achzig Jahre nach Kriegsende hat die Künstlerin Brigitte Schwacke nun die Bruchstelle symbolisch geschlossen, das neugotische Treppenportal mit einer künstlerischen Intervention aus messingfarbenem Aluminiumdraht nachempfunden und im Zuge dessen auch den Aufgang zur Kanzel mit einem Treppengeländer aus Stahl versehen.

Die Münchner Bildhauerin (*Marl 1957) ist mit ihren dreidimensionalen Raumzeichnungen aus feinem legiertem Draht bekannt, die – wie beispielweise ihre kosmisch anmutenden schwebenden Geflechte – zwischen definiertem und offenem Raum, viel Volumen und wenig Masse, Statik und Bewegung, Gegenstand und Abstraktion und letztlich Geist und Materie changieren.

Obwohl die Installation in St. Paul die Handschrift ihres bisherigen Werks trägt, hat Brigitte Schwacke mit »Heaven's Gate« Neuland betreten. Es war ein jahrelanger Prozess von der ersten Idee bis zur Vernissage, von ersten zeichnerischen Skizzen und der Simulation an einem 3-D-Modell über die monatelange handwerklich anspruchsvolle Fertigung mit der Rohrzange und die häufige Feinabstimmung und Anpassung an die Situation vor Ort, bis hin zur komplizierten Anbringung des fertigen Objekts in der Kirche, ein Prozess, bei dem etliche schwierige Entscheidungen getroffen und baulich bedingte Hürden genommen werden mussten. Jetzt sieht man dem filigranen, transparenten und im Licht der Seitenfenster schillernden, messingfarbenen Geflecht, das sich wie selbstverständlich in die Lücke fügt, die Bruchstelle spiegelt und wie ein gotisch anmutender Spitzbogen über dem Treppenaufgang aufsteigt, die zurückliegende Anstrengung nicht an. Es ist Brigitte Schwacke gelungen, die ursprüngliche Architektur mehr frei zu interpretieren als nachzubilden. Sie hat einen gebrochenen Messington für ihren Aluminiumdraht gewählt, der sowohl einen fernen Anklang auf das Gold der Seitenaltäre liefert und damit in eine spirituelle Sphäre verweist, als auch mit den dominierenden bronzenen Gittern der Heizungsschächte eine ästhetische Verbindung eingeht.

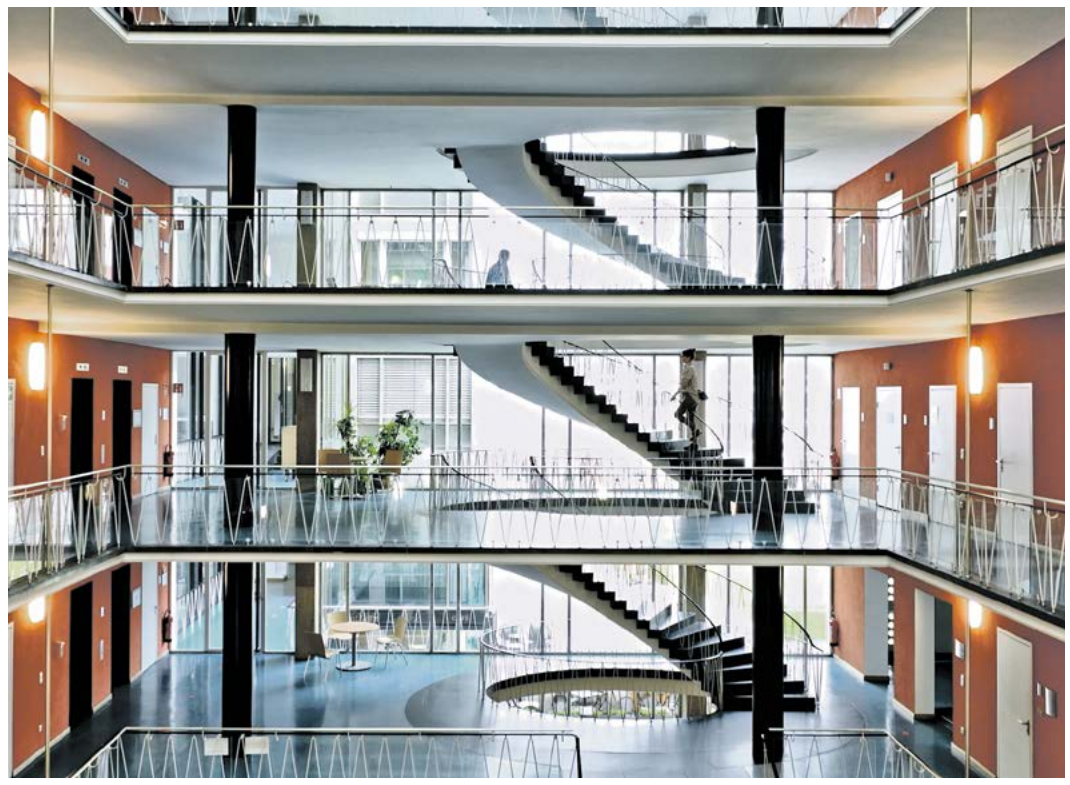
Die Umrisslinien der Raumzeichnung scheinen beim Betrachten zu verschwimmen, so dass sich wie bei einer ephemeren Erscheinung Unschärfen einstellen. Das fragmentarische Zitat des Torbogens blitzt wie ein Stück schemenhafter Erinnerung auf. Brigitte Schwacke hat sich entschieden, die offenen Enden des Drahtes wie bei vielen anderen ihrer Objekte wie Tentakel stehen zu lassen, einmal um eine Verbindung zum Raum herzustellen, aber auch um so auf das Unabgeschlossene des Erinnerungsprozesses zu verweisen: »In all meinen Arbeiten ist das Prozesshafte sichtbar, alles bleibt Fragment, bleibt offen. Es sind Annäherungen an das Ungefähre, das Unfassbare. Die Welt wird nicht als feste Setzung gesehen, Leben ist eine fragile Konstruktion, ständig einer Veränderung unterworfen, von einem auf den anderen Tag kann alles anders sein.« Der künstlerische Eingriff macht die architektonische Wunde sichtbar, die kriegsbedingte Zerstörung wird ästhetisch lebendig gehalten.

Der Auftrag für die Arbeit kam unter idealen Bedingungen zustande, Ideen trafen zum richtigen Zeitpunkt zusammen: Der Wunsch der Kunstpastoral von St. Paul und ihrem Leiter Ulrich Schäfert, etwas mit der Kriegslücke zu machen, und der Wunsch von Brigitte Schwacke, für die Kirche ein gotisch inspiriertes Objekt aus Draht zu entwickeln. Dank des jahrelangen großen Engagements der Kunstpastoral, zeitgenössische Kunst sowohl temporär als auch dauerhaft im Kirchenraum zu installieren, erklärte sich die Erzdiözese München und Freising bereit, den Auftrag zu erteilen, und zusätzlich zu den Holzreliefs von Rudolf Wachter und der Videoinstallation von Stefan Hunstein die neue bildhauerische Arbeit »Heaven's Gate« von Brigitte Schwacke fest in St. Paul zu installieren.

Wer mehr Arbeiten von Brigitte Schwacke kennenlernen will, hat jetzt Gelegenheit dazu: Mit Beginn der Open Art Munich sind dreidimensionale Raumzeichnungen sowie Drahtarbeiten auf Papier in einer Ausstellung im Kunstraum Leeb/Becker zu sehen. ||

**BRIGITTE SCHWACKE:** »HEAVEN'S GATE«
**Kirche St. Paul** | St.-Pauls-Platz 11 | täglich 8.30–17 Uhr | Eintritt frei

**BRIGITTE SCHWACKE / ERNST WILD**
**Atelier Ernst Wild – Kunstausstellungen Leeb/Becker** | Wilbrechtstr. 83 |
**bis 20. Juli** | Eröffnung 5.7., 11 Uhr | Fr 17–20 Uhr, Sa, So 15–18 Uhr | Eintritt frei



**Treppenhaus der 1954–57 erbauten Neuen Maxburg in München | Still aus »Sep Ruf – Architekt der Moderne«** © Alpenrepublik

# Geöffnete Räume

Johann Betz feiert in seinem Dokumentarfilm Sep Ruf, den Münchner Baumeister der Nachkriegsmoderne.

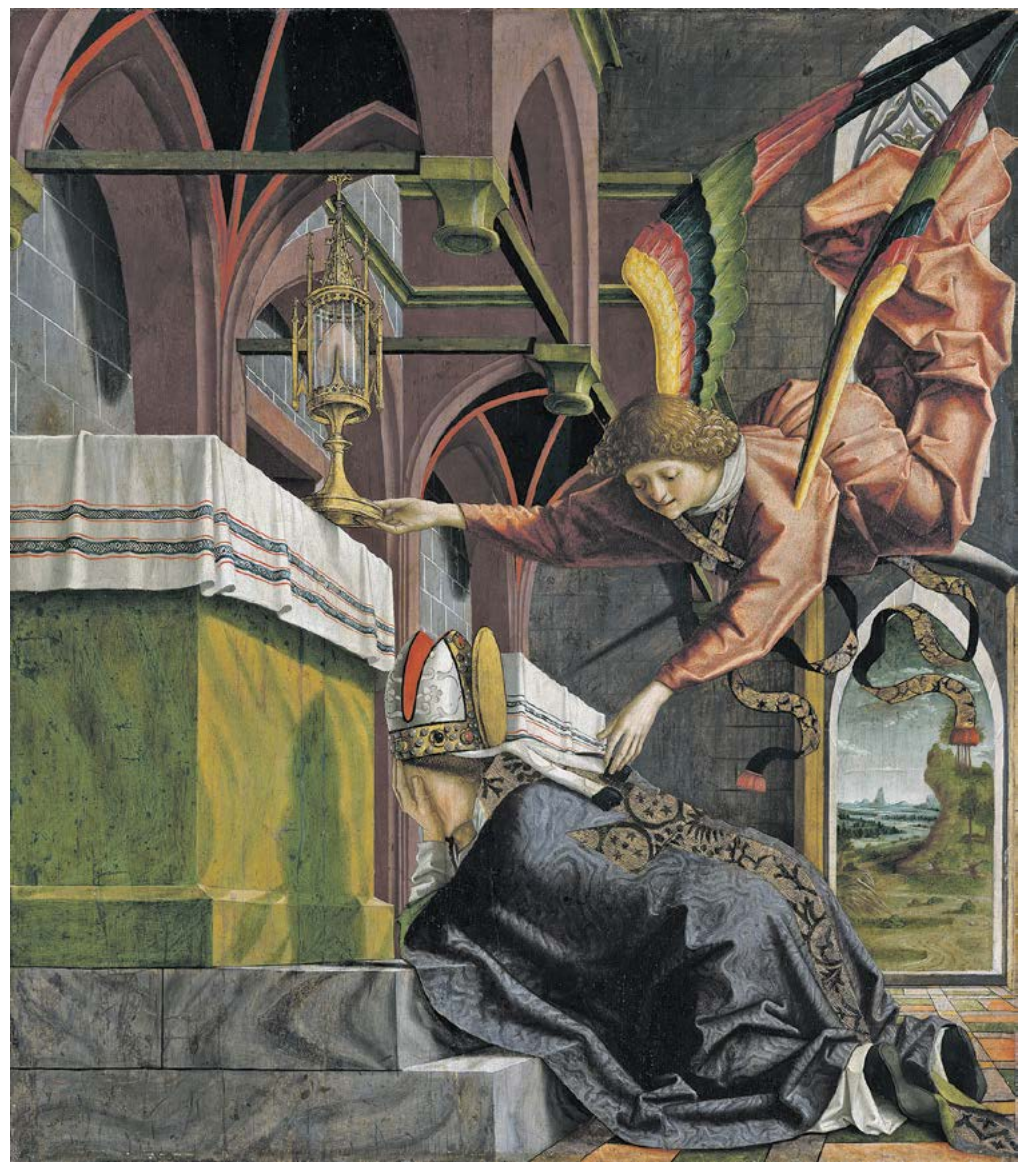
MORITZ HOLFELDER

Ein Sommertag am Münchner Lenbachplatz rund um die Neue Maxburg, entworfen und errichtet 1954 bis 1957 von den Architekten Sep Ruf und Theo Pabst, dort, wo einmal die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Herzog-Max-Burg stand. Drei kubische Baukörper, rund um eine Rasenfläche gruppiert – urbanes Flair mit Cafés und Geschäften. Eine offene Bauweise mit Durchgängen und Plätzen. Der Mosesbrunnen plätschert. Menschen betreten und verlassen das Landgericht München I sowie das Amtsgericht, die beide in dem wohlproportionierten Komplex untergebracht sind. Innen strahlt die aufgehende Sonne durch den Lichthof und macht die offen einsehbare Skulptur des Treppenhauses zum Schattenriss. Die Magie von Architektur. Blicke geschickt lenkend und die Besucher auf räumliche Entdeckungsreisen schickend. Den historischen Renaissanceturm an der Straßenfront ließen die Architekten stehen und orientierten sich an ihm, nahmen dessen Rasterung und Farbgebung auf als Folie für den Neubau. Bis ins Detail durchdringen sich Moderne und Tradition.

Zu Beginn des Films ziehen Aufnahmen von Sep Rufs berühmtesten und genialsten Bauten über die Leinwand – die Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, der Lesesaal der Bayerischen Staatsbibliothek in München, das von dort nicht weit entfernt stehende, achtgeschossige Wohnhaus an der Ecke Theresien- und Türkenstraße, die Neue Maxburg, die Erweiterung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg und auch der von Ludwig Erhard in Auftrag gegebene Kanzlerbungalow in Bonn, ein flaches, durch die vielen Glasflächen durchscheinendes Gebäude, über das Vorgänger Konrad Adenauer mürrisch urteilte, der Baumeister müsse dafür als Strafe zehn Jahre ins Gefängnis. »Die Nachkriegszeit hat sich schwer getan mit der Moderne – Adenauer ist da ein typisches Beispiel für diese Meinung, dass moderne Architektur etwas Unerfreuliches, etwas Kaltes hat, was bei Sep Ruf ja einfach nicht stimmt.« So sagt es Gerhard Matzig, Architekturkritiker der »Süddeutschen Zeitung«. Er ist einer der vielen Fachleute, die Regisseur Johann Betz für seinen anderthalbstündigen Film interviewt hat. Alle rühmen sie den in den fünfziger und sechziger Jahren oft angefeindeten, aber mit dem Vergehen der Zeit auch über Fachkreise hinaus zunehmend gefeierten Architekten. Klar ist: Ohne den 1982 im Alter von nur 74 Jahren in München gestorbenen Baumeister wäre die bayerische Landeshauptstadt architektonisch um vieles ärmer. Aber auch in der fränkischen Metropole setzte er mit architektonischer Transparenz und einer entschlossenen Weltoffenheit seine Zeichen. Ruf begriff seine Gebäude nicht als geschlossene Systeme, sondern machte sie auf, verband das Innen und das Außen, auch als Bekenntnis zu einer demokratischen, möglichst enthierarchisierten Gesellschaft. In Bezug auf seine Wohnbauten sprach er vom »sozialen Wollen«, einer Bauweise, die die Menschen nicht in gesichtslose Häuser wegsperrte, sondern sie mit der Umgebung, auch der Natur in Beziehung setzte, und so frische Luft in den Muff der Nachkriegszeit brachte. Wesentliches Charakteristikum waren die raumhohen Fensterelemente, die das Licht hereinließen und den Blick weiteten, gebaut ohne Sturz und Schwelle, also ohne die oben und unten begrenzenden Abschlüsse. Das arbeitet Johann Betz in seinem Film heraus – nur versucht er immer wieder, die Architektur durch den Off-Kommentar sowie viele Interviewschnipsel zu erklären, statt sie durch die Kamera zum Leben zu erwecken. Das erinnert an Fernsehdokumentationen mit ihrer typischen Kurzatmigkeit. Viele Schnitte, viel Unruhe durch Fahrten und Zooms. Der Regisseur vertraut nicht auf die im Kino angemessene Ruhe der Bilder. Fast ununterbrochen wird beschrieben und eingeordnet, was Sep Ruf so einzigartig macht, statt den Zuschauerinnen und Zuschauern nachhaltig etwas zu eröffnen. Niemals länger als fünf Sekunden wird nicht gesprochen. So bleiben in der steten Abfolge der Worte die Eleganz und Transparenz der Ruf'schen Bauten eher Behauptung als Erlebnis. Als Betrachter wünscht man sich einmal eine stille Folge von Detailaufnahmen, oder ein anderes Mal die tastende Begehung eines Treppenhauses. So würdigt diese Dokumentation das Werk eines der prägendsten deutschen Architekten des 20. Jahrhunderts wohlmeinend und beflissen. Und macht durchaus Lust auf mehr: Hinaus in die Stadt und auf zu den unvergleichlichen Ruf-Bauten, vor allem in München und Nürnberg. Viele sind öffentlich zugänglich und auch heute noch Beispiele für herausragend rhythmisierte Architektur. ||

**SEP RUF – ARCHITEKT DER MODERNE**
Deutschland 2025 | Regie, Buch & Produktion: Johann Betz | 96 Minuten | **Premiere am 8. 7.**, 19.30 Uhr, im City Kino | Kinostart: 10. Juli

**Meister der Pollinger Tafeln (um 1440–1450): Marienaltar – Verkündigung an Maria**
1444 | auf Holz (Fichte), 129,5 x 86 cm, Inventarnr. 6247
© Bayerische Staatsgemäldesammlungen – Alte Pinakothek München



**Michael Pacher (1435–1498): Kirchenväteraltar** – (Flügelaußenseite) **Dem hl. Sigisbertus erscheint ein Engel mit dem Herzen des hl. Augustinus** | um 1480 | auf Holz (Zirbel), 103 x 91 cm, Inventarnr. 2599B
© Bayerische Staatsgemäldesammlungen – Alte Pinakothek München

# Ich sehe was, was du nicht siehst

Entdeckungen machen kann man in einer neuen, speziellen Sammlungspräsentation der Alten Pinakothek: Was, wie, durch wen, für wen und zu welchen Zwecken erzählen die Bilder?

LEO HOFFMANN

Das »Storytelling« – ein seit Mitte der 1990er-Jahre gehandelter Begriff aus der Unternehmenskommunikation – ist nun auch in der Alten Pinakothek angekommen. Doch weit entfernt davon, etwaige subjektive Erfahrungen mit den dank Chef-Wechsel herausfordernden letzten Monaten zu bündeln, zeigt sie seltene Schätze aus dem Depot: altdeutsche, altniederländische und flämische Werke des 16. und 17. Jahrhunderts. Und die haben es in sich! Ihre besonderen Entstehungsbedingungen decken die Kuratoren Mirjam Neumeister und Gabriel Dette auf.

Manche heißen Ehrgeiz: Peter Paul Rubens kopiert den »Jungen Mann mit schwarzem Barett« von seinem Vorbild Willem Key, um zu zeigen, dass er's besser kann. Deshalb wirkt sein 1620/25 entstandenes Porträt, als wäre es ein Renaissance-Gemälde. Entsprechend hängt es zwischen einem Werk Floris de Frients und Hans Baldung Griens Porträt des Pfalzgrafen Philipp. Beide sind fast 100 Jahre älter als der Rubens.

Anzeige

Oft bietet eine hohe Nachfrage den Malanlass: Weil sie sich grandios verkauft, kopiert Pieter Brueghel der Jüngere die »Predigt Johannes des Täufers«, die sein Vater 1566 gemalt hatte, über zwanzig Mal, auch noch ein halbes Jahrhundert später. Die feine Unterzeichnung seiner Kopie aus dem Jahr 1615 lässt erahnen, dass der Sohn vom Vater hinterlassene Kartons mit gelöcherten Konturen nutzte – ideal zum Durchpausen. Neue Sujets? Nein Danke! Auch den »Betlehemitischen Kindermord« kopiert Pieter Brueghel d. J. noch 30 Jahre nach seiner Entstehung. Der zweite Sohn, Jan Brueghel d. Ä., malt die Grisaille »Christus und die Ehebrecherin« 33 Jahre später nach. Diese perfekt ausgeführten Kopien erschließen Familien- und Werkstattzusammenhänge. Doch hindert ihre Anfertigung die Söhne wohl an der Entwicklung eigener Themen. Immerhin ist Jan Brueghel d.Ä. mit zwei Nachtstücken von 1597 vertreten, damals ein hochmodisches Genre. Beide zeigen Feuersbrünste aus roten und weißen, himmelhohen Flammen. Beim »Trojanischen Pferd« erhellt ihr Widerschein eine Schar Plünderer vorne rechts. Bei »Lot und seine Töchter« liegt der Vordergrund links im grellen Licht und lässt heutige Betrachter zur Salzsäule erstarren: Lots Töchter sind nackt. Sein Griff nach ihren Schenkeln ist eindeutig.

Manchmal wechselt ein Bild sogar sein Thema. Unter den niederländischen Romanisten, die eine altertümliche Malweise im Stil der italienischen Renaissance pflegen, hängt die Genreszene eines Kontors. Jan Sanders van Hemessen malt sie 1536, um die Todsünde der Gier zu geißeln. Im Auftrag des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern stückelt Hofmaler Georg Vischer Holzbretter an dieses Gemälde an. Rechts malt er eine Christusfigur hinzu, oben ans Regal einen Zettel mit der Aufschrift »SEQVERE ME«. Mit diesem Spruch, »Folge mir nach«, beruft Jesus den Zöllner Matthäus als Jünger. The message is the medium und die Genredarstellung nun eine biblische Szene – was zur Bildpolitik Maximilians als Anführer der katholischen Liga bestens passt.

Was ist die Message beim »Historienzyklus«, von dem sonst nur Albrecht Altdorfers »Alexanderschlacht« im Obergeschoss hängt? Kurator Dette hat zehn der ursprünglich 16 Bilder, die zwischen 1528 und 1540 entstanden, aus dem Depot geholt. Und siehe da: Es ist ein Tugendkatalog, den das Herzogpaar Wilhelm IV. von Bayern und Jakobäa von Baden bei den renommierten Künstlern Bartel Beham, Hans Burgkmair d.Ä., Ludwig Refinger et al. in Auftrag gaben. Die Hochformate, mehrheitlich Schlachtenszenen, gelten männlichen Werten wie Opferbereitschaft, Mut und militärischem Know-How, die Querformate den weiblichen Qualitäten wie Mut, Opferbereitschaft (wer hätte es gedacht?), fordern aber auch Selbstmord nach Vergewaltigung ein. Legenden wie Behams »Kreuzauffindung der Hl. Helena« beweisen die Gläubigkeit der Auftraggeber, während die biblischen Szenen um Hans Schöpfers »Susanna im Bade« ihren Gerechtigkeitssinn unterstreichen. Auf jedem dieser großformatigen Wimmelbilder finden sich das bayerische und das badische Wappen. Mal größer, mal kleiner, verbinden sie die erzählten Geschichten mit dem Herzogpaar, deren Herrschaftsanspruch untermauernd. Zeigen und herrschen ist eins!

Dass diese figurenreichen, hochpräzise gemalten Werke keinen dauerhaft festen Ort in der Alten Pinakothek haben, ist ein Jammer, denn ihre Fülle bannt einen für Stunden. Jedes einzelne hätte eine genaue Erläuterung verdient und doch hat der Audioguide nur zwei Stationen für den gesamten Zyklus – acht zu wenig.

Der jüngsten Neuerwerbung des Hauses freilich, Hans Baldung Griens Andachtsbild »Maria als Himmelkönigin«, entstanden um 1516/18, ist ein fester Platz in der Dauerausstellung sicher. Vorläufig reiht sie sich in eine Folge hochkarätiger, kleinformatiger Andachtsbilder ein, zwischen Dürers »Madonna mit der Nelke« und Lucas Cranachs »Hl. Anna Selbdritt«. Malanlass dieser Werke ist der Aufstieg Mariens zur Fürsprecherin der Menschen bei Gott: Sie zieht in die Andachtswinkel privater Haushalte ein. Die großen Formate bleiben den Altären in Kirchen und Klosterkirchen vorbehalten. Einige der schönsten, wie Hans Holbeins Kaisheimer (1502), Hans Pleydenwurffs Hofer (1465) oder Martin Schaffners Wettenhauser Altar (1523/24) hat Dette in dem königsblau gestrichenen Nebenraum versammelt. Malanlass ist hier zum Beispiel die ausgeprägte Baulust des Abtes, der Hans Holbein nach Kaisheim kommen lässt, oder die Kunstsinnigkeit der Augustiner Chorherren, die Michael Pacher um 1470 mit dem »Kirchenväteraltar« beauftragen und mit dem wohl ersten zentralperspektivisch angelegten Kunstwerk nördlich der Alpen belohnt werden.

Dass diese Altäre auch vom größten Kunstraub der Geschichte erzählen, wäre auch eine »Story« – über die Säkularisierung nämlich. ||

**WIE BILDER ERZÄHLEN:**
STORYTELLING VON ALBRECHT ALTDORFER BIS PETER PAUL RUBENS
**Alte Pinakothek** | Barer Str. 27
**bis 5. Juli 2026** | tägl. (außer Mo) 10–18 Uhr, Di/Mi bis 20 Uhr | Kuratoren-Führung: **15. 7.**; **24.9.**, 18–19 Uhr (Tickets im Online Shop)
Kunstauskunft (gratis): jeden So 12.30–16.30 Uhr
weitere Angebote: www.pinakothek.de

**Jim Avignon: »You can't always hide from yourself«** | 2025 | © Jim Avignon

# Mit Musik und Kreppband

Unter dem Titel »Pop Parade« zeigt der Berliner Künstler Jim Avignon im Neuen Pfaffenhofener Kunstverein die wohl umfangreichste Gesamtschau seines künstlerischen Schaffens.

JOACHIM GOETZ

Was hat ihn bloß nach Pfaffenhofen gelockt? Das möchte man den ungewöhnlichsten deutschen Pop-Art-Künstler Jim Avignon schon gerne fragen. Derzeit gastiert er nämlich beim Neuen Pfaffenhofener Kunstverein mit einer Riesenschau, die eben so viel (Farben-)Freude beim Anschauen versprüht wie kritische, aber dabei auch liebevolle Anmerkungen zum Zustand unserer Gesellschaft beinhaltet. Bislang ist diese kleinere Stadt im oberbayerischen Hopfenland zwischen München und Ingolstadt nicht so sehr mit kulturellen Pionierleistungen aufgefallen. Und jetzt ist dort die erste, mehr als 30 Schaffensjahre umspannende Retrospektive des mit bürgerlichem Namen Christian Reisz aufgewachsenen Künstlers weltweit und überhaupt zu sehen. Beeindruckend.

Zuerst kommt dieser als Musiker ins Spiel, der sich – noch eine Verwirrung – wie seine Band »Neoangin« nennt und auch eine auf Konserve gebannte Kostprobe seines Könnens in der Schau abliefert. Zweimal spielte er zuvor schon auf einem örtlichen Musik-Festival – und kannte die geradezu pittoreske Stadt in der Holledau daher schon ein bisschen besser.

Seine »1 Mann Heimelektronikband«, deren Musikstil Elektropop mit gemixten und zitierten Elementen von Sixties, Chanson, New Wave, Elektroclash und Hip-Hip aufwartet, brachte mehrere Alben auf den Markt. Der Band-Name ist eine Anspielung auf die gleichnamigen, im Abgang süßlichen Halsschmerztabletten – charakteristisch für die ständig aufscheinende humorige Ironie des Künstlers.

Überzeugt von »Pfahofa« (Mundart) hat ihn aber schlussendlich die museale Örtlichkeit: ein lichtdurchfluteter, kaum veränderter Raum, der früher eine luftige Fabrikhalle war. Darin ist alles möglich, alles ist riesig. Es passt gefühlt alles rein. Die Stellwände lassen sich gruppieren, wie man sie haben will. Der rohe graue Betonboden nimmt einem nichts übel, genauso wie die Wände. Wobei Avignon dem Gebäude freilich keine rohe Gewalt antut. Aber das alles hat ihn an das Ambiente und an die unvergleichliche Atmosphäre der legendären, wohl weltweit einzigartigen Clubszene Berlins der neunziger Jahre erinnert. Damals entstanden in vielen mitten in Berlin liegenden gigantischen Gebäuden jene Clubs, die das Lebensgefühl einer Generation ausdrückten und in denen ein Grad der persönlichen Freiheit zelebriert wurde, der Künstler, Kreative, Party People aus aller Welt anzog. Sie haben neben der Loveparade, wo Avignon mehrere Wägen bemalte, seinen globalen Ruhm als, wenn man so will, künstlerisches Gesicht des Techno-Beat, begründet. Denn er wurde von Tresor, E-Werk, WMF etc. als Künstler für eine Nacht gebucht, schuf in rasender Geschwindigkeit riesige Bilder in seinem typischen, an Comic und Pop Art erinnernden frischen farbenfrohen Stil.

Avignons Kunst ist also mit Musik verquickt. Deshalb läuft in der Pfaffenhofener Schau, die er ohne Reue – wie er sagt – und mit hohem persönlichen Einsatz gestaltete und aufbaute, auch ständig Klangvolles mit. Dann gibt es eine witzige Juke Box aus Pappkarton, der man nicht zutraut, dass sie auch funktioniert, was sie aber tut. Man kann sich einen seiner Lieblingssongs aussuchen – und abspielen lassen.

Mit spektakulären Aktionen zog er seit Beginn seiner Laufbahn die Aufmerksamkeit auf sich. Unter dem Motto »destroy art gallerys« malte er 1992 während der documenta IX über die Laufzeit von hundert Tagen täglich ein großformatiges Bild, um es am Abend im Rahmen eines öffentlichen Showdowns wieder zu zerstören. Bekannt ist auch seine 24-stündige Mal-Aktion in der Stuttgarter Galerie Schacher 2017. Die von ihm bemalten Wände wurden direkt im Anschluss wieder weiß übertüncht. Zur Wiedereröffnung des Berliner Olympiastadions schuf er ein 2800 Quadratmeter großes Bild, das von 132 Sportlern in die Arena getragen wurde. Jederzeit öffentlich zugänglich ist ein von ihm bemalter Abschnitt des längsten erhaltenen Berliner Mauerabschnittes, der East Side Gallery. Im Oktober 2013 übermalte er sein eigenes unter Denkmalschutz stehendes Mauerbild von 1991 – widerrechtlich. Jim Avignon bleibt so für den klassischen Kunstbetrieb schwer zu greifen.

Oft auch wurde er als »schnellster Maler der Welt« apostrophiert – eine Klassifizierung, die er selber schätzt. Die Schnelligkeit hinterlässt Spuren in vielerlei Hinsicht. In Pfaffenhofen malte er nicht selten Rahmen einfach auf die Wände, Nägel und Aufhängung inbegriffen. Was freilich Täuschung ist: Meist sind die Werke aus Papier mit Kreppband auf die nackten Wände geklebt. Dass dies beim mehrfachen Präsentieren den Ecken des Kunstwerks schadet: Was soll's? Avignon sagt: Alles ist vergänglich. Dann müssen halt die Ecken als erstes dran glauben. Auch sind die meisten der oft mehrere Quadratmeter großen Schöpfungen knittrig – und sie zeigen Knicke. Avignon faltet seine Werke sozusagen auf A 4 Format und trägt sie auch so durch die Welt, etwa nach Pfaffenhofen. Wo er zum Transport keine LKWs benötigte (die unsere Welt im Auftrag der Kultur ja genauso mit CO2 verpesten wie Tiertransporte), sondern mit einer Aktentasche ankam. Vieles Raumgreifende hat er vor Ort – in der von ihm schon bekannten rasenden Art – mit Karton neu geschaffen und mit Acrylfarben bemalt.

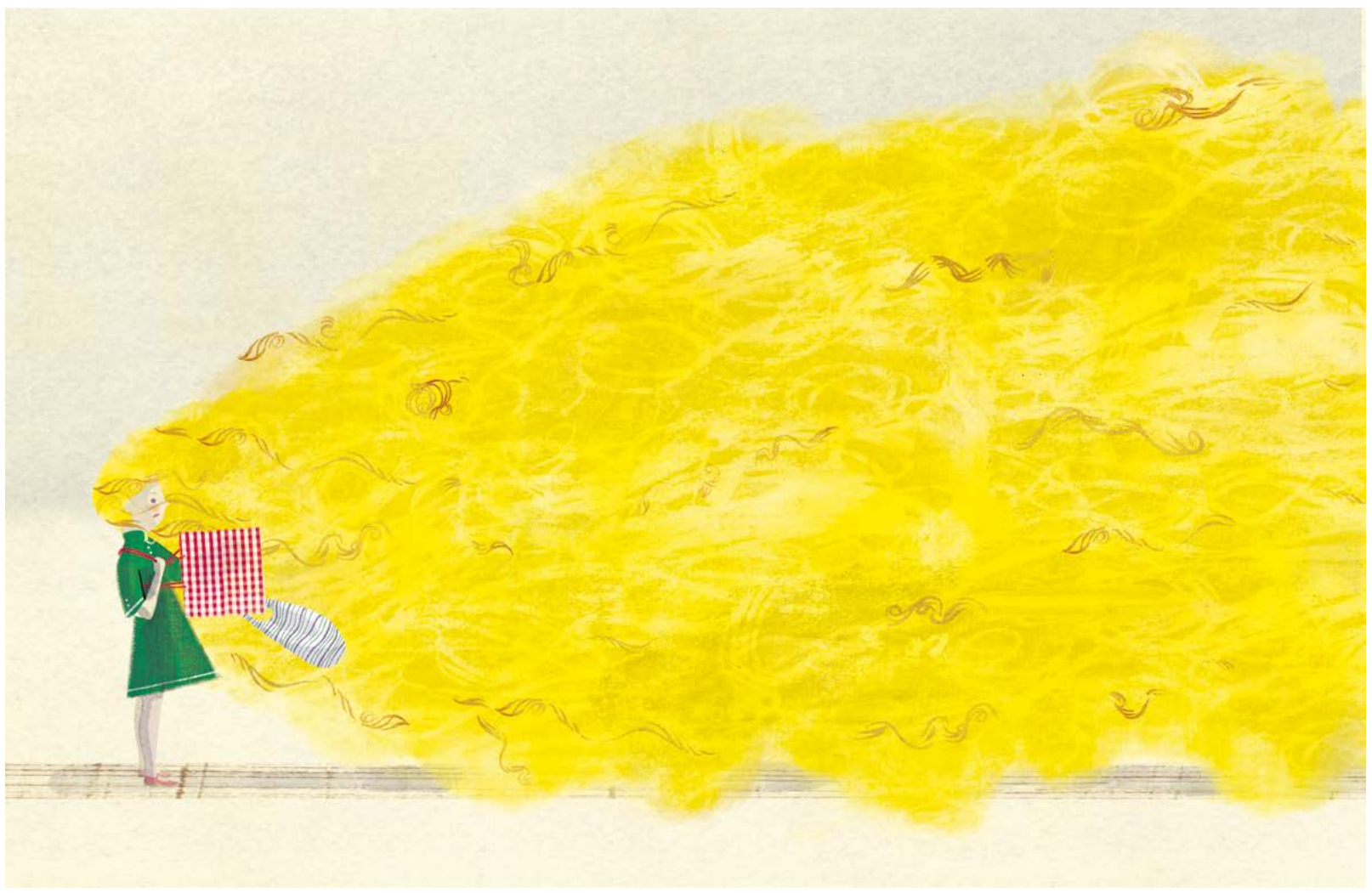
Das schnelle Malen ist auch eine Grundlage seiner Preispolitik, die absolut bezahlbare Kunst erzeugen soll. So kosten die hinterleuchteten kleineren Kartonkastenbilder in Pfaffenhofen lediglich 80 Euro. Einige gezeigte Werke, die ansonsten unverkäuflich sind, waren sogar einst gratis. Warum? Weil der Künstler, der Frau und Kinder ernähren musste, freilich nur selten der Letzte war, der in Berlin die Clubs verließ. Wobei seine Erzeugnisse der Nacht jedoch bis zum Schluss blieben. Dann nahm sich manch einer eines mit – und Avignon lieh sich für die Schau nun welche wieder aus. Die günstigen Preise, auf denen er nicht selten gegen den Rat und Wunsch seiner Galeristen beharrt, sind auch Zeichen seiner politisch-sozialen Einstellung. Zum einen sollte sich Kunst jeder leisten können, zum anderen kann man es durchaus auch als eine Art Glaubensbekenntnis lesen, wenn ein eindrucksvolles Bild von ihm mit »Capitalism is never Friendly« beschrieben ist – und die als Normalbürger erkennbaren Figuren vor dem schwarzen Sensenmann davonlaufen (der offensichtlich den Kapitalismus symbolisiert). Auch Bestechung und Korruption oder der Mangel an wirklicher Kommunikation in der sogenannten Informationsgesellschaft sind Themen seiner Werke.

Das wiederum hinderte ihn freilich nicht daran, ein Flugzeug der Deutschen BA, Autos von Rover oder eine Swatch-Uhr zu bemalen. Pecunia non olet. Man muss ja auch von etwas leben.

Und warum heißt er nun Avignon? Als er einst in der südfranzösischen Hafenstadt mal eine Autopanne hatte, gelang es dem Teilzeit- und Underground-Künstler, durch Straßenmalerei genügend Geld für die Reparatur zusammenzubekommen – was ihn beflügelte. So beschloss er, ein neues Leben als Vollzeit- und Vollblutkünstler zu beginnen. Mit (s)einem neuen Namen. ||

**JIM AVIGNON:** POP PARADE
**Kunsthalle Pfaffenhofen / Neuer Pfaffenhofener Kunstverein** | Ambergerweg 2, 85276 Pfaffenhofen an der Ilm | **bis 27. Juli** Fr–So/Fei 15–18 Uhr | Eintritt frei | der Katalog (60 Seiten) kostet 15 Euro | Kinderprogramm und Infos: www.kunstverein-pfaffenhofen.de

**ISOL: »Wie siehst du denn aus?«**
© ISOL, Aufbau Verlag



**Nathalie Dion: »Mein haariger Tag«**
© Verlag Freies Geistesleben

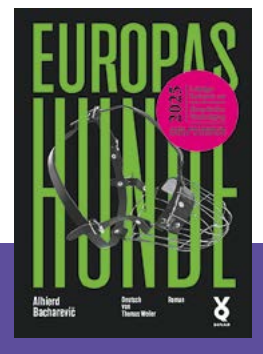
# Herrlich haarsträubend

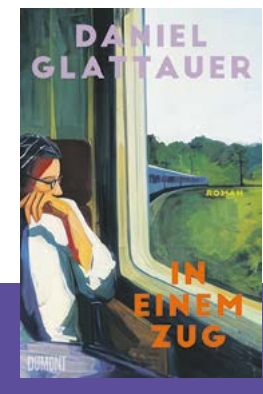
CHRISTIANE PFAU

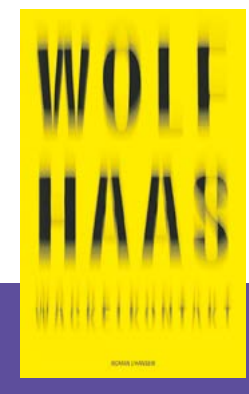
Um nicht vieles machen sich viele Leute mehr Gedanken als um ihre Haare: Kurz oder lang, gestuft, gefärbt oder gelockt, echt oder nicht, die Möglichkeiten sind unendlich. Frisur, Schnitt, Farbe und Form dienen seit Menschengedenken der Selbstdarstellung. Der Ernst, mit dem dem Haarwesen gehuldigt wird, ist amüsant bis erschreckend. Umso erleichternder, wie konkret, wild und schön Illustratoren und Designerinnen in Kinderbüchern mit dem Gefädel auf dem Kopf heute umgehen.

Schon in der Bibel, in antiken Mythen und in Märchen wird die Haarpracht mit körperlichen Eigenschaften oder Charaktermerkmalen in Verbindung gebracht. Ein üppiger Schopf (Momo, Schneewittchen) steht für Stärke und Fruchtbarkeit, rote abstehende Zöpfe (Pippi Langstrumpf) für Anarchie, der lange eng geflochtene Zopf von Rapunzel kann als Emanzipationsversuch gedacht werden. Zeitgenössische Künstler und Künstlerinnen unterlaufen traditionelle und etablierte Zuschreibungen und bürsten sie mit Lust gegen den Strich, wie Pija Lindenbaum, die ihrer Greta die Haare zu Berge stehen lässt. Wie würde wohl das Märchen von Rapunzel aussehen mit einer Hauptfigur, die mit einem Kurzhaarbob am Fenster steht? Was hätte der Prinz sich da wohl einfallen lassen müssen? Während Pippi mit egal welchem Haar Pippi bliebe, selbst mit ondulierter Gesichtsrahmung. Die argentinische Illustratorin ISOL entlarvt eine sonst wohlgeordnete Mutter morgens um sieben als Stachelschwein, und Annemarie van Haeringen hat mit Malie ein Mädchen erfunden, das erst über Umwege erfährt, welches Glück eine goldblonde Flut auf dem Kopf sein kann. Nach dem Besuch dieser kleinen feinen Ausstellung in der Internationalen Jugendbibliothek sitzt man beim nächsten Mal vielleicht entspannter beim Friseur. ||

**WAS IST DA LOS AUF DEM KOPF?**
HAARIGES AUS KINDERBÜCHERN
**Internationale Jugendbibliothek auf Schloss Blutenburg | bis 3. Februar 2026** | Mo bis Fr 10–16 Uhr, Sa und So 14–17 Uhr, So und feiertags geschlossen | bis 18 Jahre Eintritt frei
www.ijb.de
**Am 13. Juli** wird das 8. White Ravens Festival für Internationale Kinder- und Jugendliteratur eröffnet – mit einem großen Fest und abwechslungsreichem Programm für Leserinnen und Leser jeden Alters | Infos: www.wrfestival.de








# IN DEN KOFFER!

Sommer – endlich Zeit für Lektüre auf der Liege unterm Baum, am See oder am Meer, auf der Hütte in den Bergen, im Zug oder als Hörbuch im Auto. Endlich Zeit, sich Themen zu stellen, für die im Alltag keine Zeit bleibt, sich der Schönheit der Sprache zu widmen oder sich in Fantasiewelten zu verlieren und die eigene Welt besser zu begreifen. Wohin immer die Reise geht, diese Bücher müssen in den Koffer!

## SUBVERSIV

Was tun, wenn die Sprache von den Herrschenden missbraucht und zu reiner Propaganda wird? Oleg Olegowitsch, ein Schriftsteller, Misanthrop und Regimegegner, erfindet eine neue. Er lebt in Minsk, der Heimatstadt von Alhierd Bacharevič aus Belarus. Sein »Balbuta« ist Kunstsprache und (vermeintliche) Zuflucht zugleich, der Roman ein Mix aus realer Autokratie, Dystopie, Legende, Thriller und Science-Fiction, satirisch, wortgewandt, raffiniert komponiert, überbordend, subversiv und ein fulminantes Plädoyer für Freiheit und Schönheit in sechs Szenarien. Ein Toter wird gefunden, in dessen Haut geritzt ist ein Text, den die Mächtigen nicht entschlüsseln können. Deshalb wird Oleg anfangs verhört. Eine Art belarussischer Nils Holgerson, eine Heilerin und ihr Kater Hoffmann, ein desillusionierter Lehrer, ein toter Dichter und sein Reiseführer tauchen auf in diesem aberwitzigen Verwirrspiel über Diktatur, Exil, Identität und Sprache. Und wer Balbuta lernen möchte, findet ein Wörter- und Grammatikheftchen im Umschlag. Sehr zu Recht erhielt Alhierd Bacharevič, der mit seiner Frau im Berliner Exil lebt, im März den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung für dieses höchst unterhaltsame, bitterernste, in doppeltem Sinne fantastische Meisterwerk, das Thomas Weiler meisterhaft ins Deutsche brachte. ||

Cornelia Zetzsche

**ALHIERD BACHAREVIČ:** EUROPAS HUNDE
Übersetzt von Thomas Weiler | Voland & Quist, 2024 | 740 Seiten | 36 Euro

## VERSCHOBEN

Kurzgeschichten haben keinen leichten Stand. Oftmals werden sie als Fingerübung angehender Autor*innen abgetan. Wahre Erzählkunst sei einzig in der Form eines Romans zu erlangen, so der häufig eingestimmte Tenor. Zu dieser einfältigen Auffassung ließ sich auch der große amerikanische Schriftsteller Cormac McCarthy hinreißen, als er anmerkte, er sei nicht daran interessiert, Kurzgeschichten zu schreiben: »Alles, was dich nicht Jahre deines Lebens kostet und dich in den Selbstmord treibt, scheint es kaum wert zu sein.« Dass das ein großer Irrtum ist, beweist Zach Williams mit seinem Debüt »Es werden schöne Tage kommen«. Der Erzählband umfasst zehn Kurzgeschichten, die allesamt die große Kunst der kurzen Form unter Beweis stellen. In seinen Geschichten erkundet er das Absonderliche im allzu Vertrauten. Da wacht ein Paar im Ferienhaus inmitten eines Waldes auf und stellt fest, dass es ewig in dieser Idylle gefangen ist. Anders als sie selbst, altert ihr kleiner Sohn nicht. In einer anderen Geschichte willigt ein Mann ein, mit einer Frau zu schlafen, während ihr gnomartiger Freund aus dem Schrank zusieht. Es sind die Begegnungen mit dem unheimlich Unbekannten, wie sie auch in Filmen von David Lynch vorkommen. Eine Wirklichkeit, in der sich die Koordinaten des Weltgefüges seltsam verschoben haben. ||

Tobias Obermeier

**ZACH WILLIAMS:**
ES WERDEN SCHÖNE TAGE KOMMEN
Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell und Clemens J. Setz | dtv, 2025 | 272 Seiten | 24 Euro

## AM ZUG

Ein Mann und eine Frau sitzen im Zug von Wien nach München. Zwischen beiden entspinnt sich ein Gespräch, das so nur unter räumlich und zeitlich eng begrenzten Bedingungen möglich ist: In einem Zugabteil beginnt es mit einem Small Talk, der sich von Haltestelle zu Haltestelle zu einem veritablen Ehrlichkeitsspektakel aufzwirbelt. Wobei die Ehrlichkeit eher relativ ist, denn die eine Person hat einen Plan, dem die andere wunderbar auf den Leim geht. Daniel Glattauer, liebenswürdig fabulierender Dokumentarist zwischenmenschlicher Kommunikation, nimmt den Leser mit auf die Reise, führt ihn in die eine und dann wieder in die andere Richtung, bis man denkt, man sitzt unsichtbar mit im Abteil und belauscht ein Gespräch, das wirklich nicht für ein weiteres Ohrenpaar bestimmt ist. Umso mehr Spaß macht es, diesem Duett der rhetorischen Spitzfindigkeiten zweier Personen zu folgen, die sich gegenseitig über ein imaginäres Spielbrett schieben. Außerdem sieht man banale Haltestellen wie Vöcklabruck, Rosenheim oder gar München Ost plötzlich aus ganz anderen Augen. Die Poesie entfaltet sich an den unglaublichsten Stellen! Und wer bisher den Großraumwagen gegenüber einem abgeschirmten Abteil bevorzugt hat, könnte es sich künftig anders überlegen. Aber der echte Zufall ist eine seltene Pflanze, während ein waghalsiger Plan zu Gold werden kann. Man liest das Buch in einem Zug. Darauf ein Fläschchen Rotwein aus dem Bordbistro. ||

Christiane Pfau

**DANIEL GLATTAUER:** IN EINEM ZUG
Dumont, 2025 | 208 Seiten | 23 Euro

## UNERSCHÜTTERLICH

Der kleinwüchsige Mimo, der eigentlich Michelangelo Vitaliani heißt, lässt noch einmal sein Leben Revue passieren, das versteckt in einem Kloster nun sein Ende nimmt. Er hat es vom mittellosen Steinmetz trotz geradezu irrwitziger Widrigkeiten zum berühmten Bildhauer gebracht und ein Werk geschaffen, das aufgrund seiner irritierenden Wirkung vom Vatikan der Öffentlichkeit entzogen und in einem Kloster versteckt wird. Seine Karriere verdankt er nicht zuletzt der eigentlichen Heldin des Buches, der extravaganten adeligen Viola, deren Leben unterschiedlicher nicht sein könnte. Doch auch sie ist eine Gefangene ihrer Herkunft, wird sie doch als Frau in ihren Kreisen daran gehindert, ihren Interessen nachzugehen, ihren Wissensdurst auszuleben und ihre Fähigkeiten zu nutzen. Der aufkommende Faschismus scheint allen Kompromisse abzuverlangen – oder gelangt er nur an die Macht, weil niemand begreifen will, dass der Akt des Widerstandes im Kleinen beginnt? »Was ich von ihr weiß« ist Künstlerroman, Zeitroman, ein Roman über Unterdrückung, Ausgrenzung, Klassismus, moralische Verantwortung und Liebe, der im Italien des frühen 20. Jahrhunderts spielt. Jean-Baptiste Andrea hat ein äußerst vielschichtiges, abenteuerliches und höchst unterhaltsames Stück Literatur geschaffen, für das er den begehrten Prix Goncourt erhielt. Thomas Brovot hat Andreas niveauvolle Sprache und seine präzisen, feinen Beobachtungen in ein wundervolles Deutsch gebracht. Eine grandiose Lektüre! ||

Gisela Fichtl

**JEAN-BAPTISTE ANDREA:**
WAS ICH VON IHR WEISS
Luchterhand, 2025 | 512 Seiten | 24 Euro

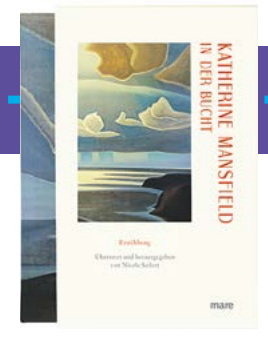
## SCHLINGPFLANZE

Zwei Männer lesen zwei Bücher. Der eine ist Trauerredner, leidenschaftlicher Puzzler und heißt Franz Escher. Das nimmt man als Leser erst mal arglos hin. Der zweite Mann ist ein Mafia-Kronzeuge aus Kalabrien und lebt als Mechaniker, Fahrradtüftler und Elektriker unter falschem Namen mit einer geheimnisvollen Frau und der neugierigen Tochter in einem deutschsprachigen Land. Im Roman, den Escher liest, geht es um einen Mafia-Kronzeugen aus Kalabrien, der, ja, unter falschem Namen als Elektriker in einem deutschsprachigen Land lebt. Der Mafia-Kronzeuge dagegen inhaliert die Geschichte von einem, der Franz Escher heißt und einen Elektriker bestellt. Und dann kommt keiner mehr aus den Geschichten heraus, die sich ineinander winden wie Schlingpflanzen, schon gar nicht als bemüht neutraler Leser. Der fürchtet mit jedem Umblättern mehr, dass er selbst plötzlich als Protagonist aus den Seiten springt. Was kein Wunder wäre, weil Wolf Haas hier viele neue Klangregister zieht, mit denen er sich durch eine Toccata orgelt, die angesiedelt ist zwischen M. C. Eschers surrealer Verwirrarchitektur, Italo Calvinos Winternachtreisendem und einem monströsen Puzzle, das am Ende einen Himmel oder das Meer oder einen gewaltigen Caravaggio ergibt. Das Ende ist vielleicht der Anfang und führt zum Loop-Lesen. Mehr braucht man für den Koffer nicht. || **cp**

**WOLF HAAS:** WACKELKONTAKT
Hanser Verlag, 2025 | 240 Seiten | 25 Euro

▶ weiter auf Seite 18

▶ Fortsetzung von Seite 17



### UNSICHERER HAFEN

Es wurde auch Zeit! Lange waren die Werke Yukio Mishimas nur antiquarisch und mitunter für ein halbes Vermögen zu haben. Vorletztes Jahr begann der Kein & Aber Verlag die Bücher eines der großartigsten, wenn auch kontroversesten japanischen Autors endlich in neuer Übersetzung zu veröffentlichen. Im November 2024 wurde so auch sein 1963 erschienener Roman »Der Held der See« wiedergeboren.

Dieser erzählt von der frisch aufkeimenden Liebe zwischen dem Seemann Ryuji und der jungen Witwe Fusaki. Ihr Sohn Noboru ist außer sich vor Freude, einen der letzten echten Männer zum Stiefvater zu bekommen. Doch als Ryuji dabei ist, sich in der kleinbürgerlichen Existenz einzunisten, schlägt die Bewunderung in grenzenlosen Hass um.

Was Mishima in diesem Spätwerk erzählt, ist mehr als ein reines Familiendrama. Seine Geschichte reflektiert das Japan der Nachkriegszeit, dessen Menschen hin- und hergerissen sind zwischen den Versprechungen des Westens, den eigenen Wurzeln und reinem Nihilismus. »Der Held der See« schildert diesen Zwist nicht als soziologische Studie, sondern als poetische Tragödie, die von Ursula Gräfe herausragend ins Deutsche gebettet wurde. Es bleibt zu hoffen, dass auch weitere Werke Mishimas den Weg aus der Vergriffenheit finden. ||

Matthias Pfeiffer

**YUKIO MISHIMA:** DER HELD DER SEE
Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe | Kein & Aber, 2024
208 Seiten | 24 Euro

### UNTER DER OBERFLÄCHE

Ein Morgen am Meer, Nebel. Langsam lichtet er sich und gibt wie im Theater die Bühne frei, auf der Katherine Mansfield ihre 1922 erstmals veröffentlichte Kurzgeschichte »In der Bucht« spielen lässt: ein Sommertag im Leben der Burnells, Großmutter, Vater, Mutter, Schwester, Dienstmädchen, vier Kinder, ein paar Nebenfiguren, von morgens bis abends. Klingt beschaulich, ist es aber nicht. Ganz und gar nicht.

Die in einer Ferienkolonie angesiedelte Erzählung der neuseeländischen Autorin besteht aus zwölf pointillistisch hingetupften Szenen. Jede ausgesprochen knapp, obwohl das jeweilige Geschehen Stoff für einen ganzen Roman bieten würde. Sie sind unerhört, vor allem wenn man bedenkt, wann das Meisterwerk entstanden ist. Wir lesen von Linda, die im Garten liegend ihre Mutterrolle reflektiert: »Sie war ruiniert, geschwächt, hatte jeden Mut verloren durchs Kinderkriegen. Und was es noch schwerer zu ertragen machte, sie liebte ihre Kinder nicht.« Wir lesen von ihrer Schwester Beryl, deren »Nein« bei einem verheirateten Mann zu hasserfülltem Gestammel führt. Ein klarer Fall von Metoo. Selbst das Dienstmädchen Alice hat auf wenigen Zeilen einen unvergesslichen Auftritt. Sie drückt die Teekanne beim morgendlichen Abwasch so lange unter Wasser, »als wäre auch die ein Mann und Ertrinken noch zu gut für sie«. Kleine Geste, große literarische Wirkung!

Natürlich hat auch das Meer seine Funktion. Nicole Seifert hat es in ihrem klugen Nachwort für die schmucke mare-Ausgabe als zentrales Symbol dafür ausgemacht, dass eine glatte Oberfläche täuschen kann. Was aber lauert darunter, in der Tiefe? Sie schreibt: »Das Meer ist immer wieder gnadenlos und in seiner gelegentlich bezaubernden Schönheit trügerisch.«

Katherine Mansfield war mit Virginia Woolf befreundet, ein polnischer Liebhaber steckte sie mit Tripper an, 1918 kam eine Tuberkuloseerkrankung hinzu. Im Jahr 1923 starb die bedeutende Autorin der Moderne im Alter von 34 Jahren. ||

Florian Welle

**KATHERINE MANSFIELD:** IN DER BUCHT
Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Nachwort von Nicole Seifert | mare Verlag, 2025 | 128 Seiten | 22 Euro

### PARADIESISCHE KULISSE

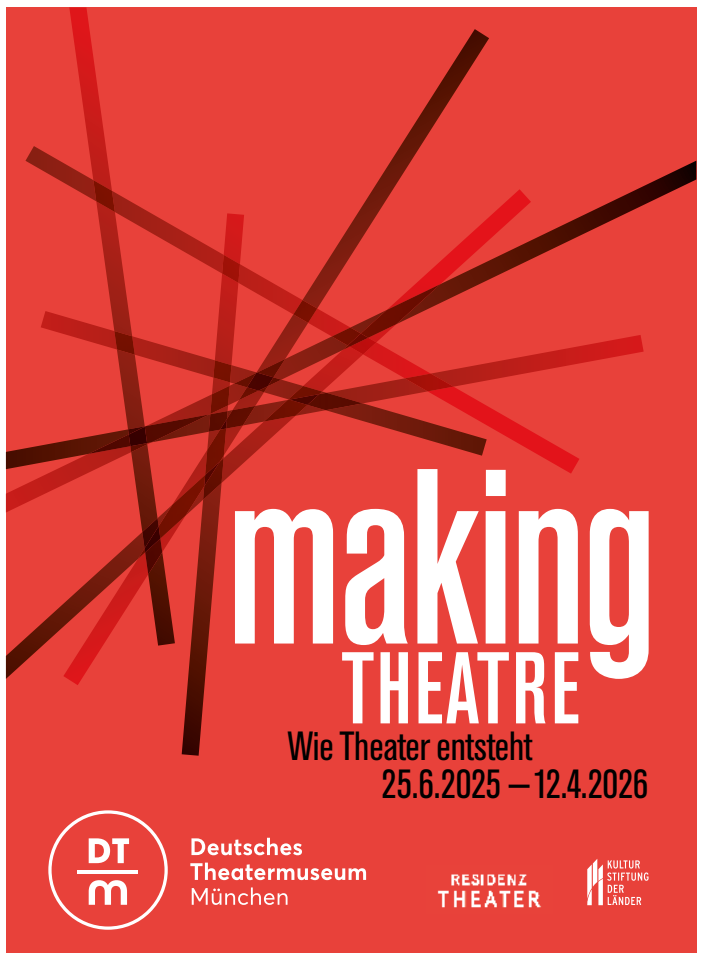
Wer träumt nicht vom tropischen Paradies, von türkisfarbenem Meer, exotischer Flora und weißen Stränden? Die Inselwelt der Philippinen bietet das, auch Banwa, eine Privatinsel, ein Luxusresort südlich von Manila, einst dominiert von der Zuckerplantage der Agalons, Feudalherren über 200 Jahre. Racel kommt von dort, eine von rund zehn Millionen Oversea Filipino Workers, die weltweit arbeiten, oft als Dienstpersonal, gedemütigt und unterbezahlt. Racel putzt gerade mit einer Zahnbürste die Küchenfliesen einer Luxuswohnung in Singapur, als sie erfährt: Ihre Mutter ist auf Banwa verschwunden. Ist sie im Taifun gestrandet oder übergelaufen zu den Rebellen in den Bergen? Racels Heimkehr wird zur Reise in ihre Kindheit als Tochter einer Dienstbotin der Agalons, kontrastiert von der Geschichte Lias aus dem Agalon-Clan und Exkursen in die Geschichte des Archipels.

Caroline Hau blickt hinter die paradiesischen Kulissen, sie erzählt von unglaublichem Reichtum und Ausbeutung, von Macht, Ohnmacht, Korruption und politischen Netzwerken der Dynastien, die das Land bis heute im Griff haben; von der Vielfalt an Kulturen, Sprachen, Landschaften, delikaten Speisen, Geistern und Träumen. Sie erzählt leise, oft in inneren Monologen und stillen Erinnerungen. Der Originaltitel »Tiempo Muerto«, die tote Zeit, bezeichnet die »Stille im August«, zwischen Ernte und neuer Pflanzung. Zeit für einen atmosphärisch dichten, fabelhaften Roman über die Philippinen, das Gastland der Frankfurter Buchmesse im Herbst. ||

Cornelia Zetzsche

**CAROLINE HAU:** STILLE IM AUGUST
Übersetzung: Susann Urban | Wunderhorn, 2025 | 350 Seiten
28 Euro

Anzeigen



## AUSSERPLANMÄSSIG

Manchmal wünscht sich Vito Lifeguards, die ihn mittels Sturmwarnungen durch den Alltag lotsen. »Rot heißt Gefahr, Grün ist gut und Gelb: alles okay. Das sind Regeln, mit denen ich arbeiten kann.« Grün war es bei ihm schon lange nicht mehr, umso häufiger rot, daher strebt er gelb an. »›Alles okay‹ wär doch super.« Vito hat Panikattacken. Ob bei Ikea, im Zug oder Supermarkt – aus dem Nichts sticht sein Herz so stark, dass er zu sterben glaubt. Vito ist lost in Berlin, der inoffiziellen Hauptstadt der Einsamkeit. Emotional versehrt durch den Krebstod der Mutter, fehlende Nähe zum Vater und einem Liebes-Aus biegt er auf dem Weg zum mittel bezahlten Sprecherjob schon mal in seine Stammkneipe ab, wo ihn Wirtin Claudi mit viel Alkohol und etwas Zuwendung versorgt. Anton Weil arbeitet selbst als Schauspieler, Sprecher, Singer-Songwriter – und nachdem er sich musikalisch an der Einsamkeit abgearbeitet hat, untersucht er sie nun in seinem literarischen Debüt. Einige biografische Details von Autor und Romanfigur stimmen überein, und doch steht Vito für all die Twentysomethings, die in den pulsierenden Großstädten vereinsamen. Die urbane Hektik vermittelt auch der Erzählton dieser atemlosen Story, die teils ins Fantastische abdriftet. Wobei Weil gekonnt mit dem Rhythmus spielt und Vito immer wieder innehalten lässt – situationsbedingt wie gedanklich: »Scheint auf jeden Fall ein außerplanmäßiger Halt zu sein, und mit außerplanmäßigen Halten kenne ich mich aus, mein Leben ist voll davon.« ||

Tina Rausch

**ANTON WEIL:** SUPER EINSAM
Kein & Aber, 2024 | 240 Seiten | 22 Euro

## MASSLOS

Es gibt Kaffeehausliteraten und es gibt Biergartenliteraten. Der Autor, der hier in einem fränkischen Gastgarten hockt, gehört eindeutig zu Letzteren. Er stellt sich uns als L. F. vor und hält Maß für Maß ein maßloses Zwiegespräch mit sich selbst über sein Leben, sein Trinken und sein Schreiben und wie das eine mit dem anderen zusammenhängt: »Soll das heißen, Trinken ist Arbeit?« »Nein, es soll heißen, dass das Schreiben eine Arbeit ist, zu der ich trinken muss.«

L. F.: Das lässt Raum für vielerlei Namensschöpfungen. Und auch wieder nicht. Der in jeder Hinsicht rauschhafte Monolog stammt aus dem Nachlass des 2021 in Wien gestorbenen Ludwig Fels. Schwerer Träumer, waidwunder Rebell, bedeutender Schriftsteller. Aber alles andere als ein Arbeiterdichter! In diese Schublade versuchte man den 1946 in prekäre Treuchtlinger Verhältnisse Hineingeborenen nämlich partout zu zwängen, als ihm die Literatur Anfang der siebziger Jahre einen Ausweg eröffnete aus einem Leben mit vielen Hilfsarbeiterjobs. Sein erster Lyrikband hieß »Anläufe«, sein erster Roman »Die Sünden der Armut«. Es folgten zahllose weitere Werke, viele Preise und der Weggang nach Wien.

Dies zu wissen hilft, um all das, was in diesem umwerfenden Selbstporträt im Biergarten mit Sprachwucht aus dem Mund von L. F. strömt, einzuordnen. Beispielsweise das Beharren darauf, kein Arbeiterdichter, sondern »Hilfsarbeiterhilfsschriftsteller« zu sein. Oder die Auseinandersetzung mit der hassgeliebten Heimat, die in dem Eingeständnis mündet: »Das Leben: ein einziger, vollkommen missglückter Fluchtversuch.« Themen, die Ludwig Fels, das macht der 2018 entstandene Text unmissverständlich klar, ein Leben lang verfolgten.

Und jetzt ab in den Gastgarten, Maß bestellen und »Ein Sonntag mit mir und Bier« lesen. Wohl bekomm's! ||

Florian Welle

**LUDWIG FELS:** EIN SONNTAG MIT MIR UND BIER. SELBSTPORTRÄT IM GASTGARTEN
Jung und Jung, 2025 | 128 Seiten | 20 Euro

## MUTTER UND DOMINA

Eigentlich war der Weg vorgezeichnet. Für die Älteste von acht Geschwistern in einem kleinen Dorf im Burgenland hieß es: »Erst gehst du auf den Rübenacker, dann wirst du geheiratet, kriegst Kinder und machst, was der Mann will.« Für das neugierige Nachkriegskind Herta ist das keine Option. Sie geht in die Lehre in einem Friseursalon. Mit 15 heiratet sie gegen den Willen der Eltern ihre Jugendliebe Ludwig, der sich bald als haltloser Alkoholiker entpuppt. Ihr erster Sohn stirbt früh, um den zweiten kämpft sie nach der Scheidung viele Jahre lang. Um Geld zu verdienen, geht sie schließlich nach München – es sind die wilden 1970er – und entdeckt dort ihr Talent als Domina. Nie wieder abhängig sein von einem Mann, das schwört sie sich damals und macht sich selbstständig in einem männerdominierten Geschäft, in dem Gewinn und Gewalt stets nah beieinanderliegen.

»Bardame gesucht, Zimmer vorhanden« ist kein Enthüllungsbuch, sondern wirft einen unverstellten Blick auf die umkämpfte Rotlichtszene aus einer seltenen, weiblich-autonomen Sicht, und wer immer schon einmal wissen wollte, wie sich der Arbeitsalltag einer Domina mit dem Familienleben einer liebevollen Mutter vereinbaren lässt, wird hier gleich aus doppelter Perspektive aufgeklärt: Mit einer straffen journalistischen Sprache und unbestechlichem Witz schildert Tochter Patricia, die mitten in die Zeit ihrer Mutter als anerkannte Sexclubbesitzerin hineingeboren wird, deren Überlebensgeschichte in einem Milieu, das für manche zur tödlichen Falle wurde. Herta Lueger hat sich auch daraus befreit und sich mit Herz, bewundernswertem Selbstbewusstsein und Geschick als Friseurin noch einmal neu erfunden. ||

Silvia Stammen

**PATRICIA UND HERTA LUEGER:**
BARDAME GESUCHT, ZIMMER VORHANDEN
Matthes & Seitz, 2025 | 253 Seiten | 24 Euro

## EINGRIFF IN DIE MATRIX

In »Content« (2024) entwirft der junge Wiener Autor Elias Hirschl eine Zukunft, die zugleich als verdichtete Gegenwart lesbar ist – angesiedelt im schwankenden Ruhrgebiet, erschüttert von ständigen Erdbeben. Eine junge Frau arbeitet am Content-Fließband einer Social-Media-Agentur. Während Kolleg:innen absurde Materialtestvideos drehen – etwa mit dem angeblich unzerstörbaren Nokia –, überschreitet ihr Team die Grenzen der sinnhaften Sprache. Zwischen künstlicher Euphorie, digitaler Reizüberflutung und Effizienzdruck verliert das »Smile Smile«-Personal zunehmend den Bezug zur Realität und zu sich selbst. Eine Kollegin landet in der Psychiatrie, die Hauptfigur schaut untätig zu, wie eine Doppelgängerin ihr digitales Leben übernimmt – inklusive Sponsorenverträgen und Luxus-Influencer-Lifestyle.

Hirschls Satire ist scharf, bizarr und gleichzeitig erschreckend real: Katastrophen wie Erdbeben, Brände und bröckelnde Infrastruktur treffen auf dysfunktionale Start-up-Technologien, ausgebrannte Techniksklaven und Digitalnomaden, die nicht mehr zwischen real und fake unterscheiden können. Hirschl schreibt unterhaltsam, aber nicht oberflächlich. Philosophisch, ohne zu ermüden – mit tiefgründigem Humor. Treffsicher stellt »Content« die neuen Götter unserer Zeit infrage: Technika und Digitalia. Und wie jedes richtig gelungene Buch ändert »Content« auch unsere Matrix. Beim Lesen fragt man sich plötzlich, ob das wirklich noch Satire ist oder nicht schon längst Realität und wir selbst Teil der Inszenierung sind. ||

Angelika Otto

**ELIAS HIRSCHL:** CONTENT
Zsolnay, 2024 | 224 Seiten | 23 Euro

## DER OHNMACHT ENTKOMMEN

Mittlerweile ist es eine bekannte Tatsache, dass sich Traumata über Generationen hinweg in die Lebensbiografien einschreiben – körperlich und psychisch – und wie wichtig die Auseinandersetzung mit dem Verdrängten ist, um eine Zukunft zu haben. »Ich muss sie durch das gnadenlose Sieb der Literatur drücken«, schreibt Laura Forti, italienische Dramatikerin und Schriftstellerin, als sie sich nach langen Jahren des Verdrängens in einem lesenswerten Memoir den Familiengeheimnissen stellt und eine Geschichte erzählt, die weit über das Private hinausgeht.

1943 wurde Fortis Mutter nach der Besatzung Italiens durch die Nazis zur jüdischen Partisanin, 15-jährig. Der Vater hatte die Familie verlassen, die Mutter litt unter Depressionen. Das schöne, deutlich älter wirkende Mädchen muss allein die traumatischen Ereignisse verkraften – ihre Strategie ist offenbar, sich von den eigenen Gefühlen abzukoppeln. Kurzzeitig versucht sie ihr Glück in Palästina, kehrt jedoch wieder nach Italien zurück. Als sie heiratet, entpuppt sich der Mann, den Forti bis ins Erwachsenenalter für ihren Vater hielt, als gewalttätig. Erst auf dem Sterbebett der Mutter erfährt sie, dass ein anderer ihr Vater sei. Und wieder vergehen Jahre, bevor Forti sich schreibend ihrem und dem Schicksal ihrer Familie widmet, das mit der Geschichte Italiens aufs Engste verwoben ist. Sie tut es in Form eines inneren Zwiegesprächs mit dem nie gekannten Vater und ohne jegliches Tabu. »Ich bin aus einem Racheakt geboren und trage die Wut meiner Mutter in den Genen.« ||

Gisela Fichtl

**LAURA FORTI:** MEIN VATER, VIELLEICHT
Aus dem Italienischen von Ruth Mader-Koltay
nonsolo Verlag, 2025 | 184 Seiten | 22 Euro

## DER BLAUE PLANET

Eine weitere – und blitzschnellere – Reise als mit diesem Buch ist kaum vorstellbar. Und doch scheint die Zeit darin stillzustehen. »Umlaufbahnen« spielt an einem einzigen Tag in der Schwerelosigkeit, auf einer Raumstation, in der die Besatzung 16 Mal die Erde umrundet. Die zwei Frauen und vier Männer stammen aus verschiedenen Ländern – zwei von ihnen sind russische Kosmonauten – und wahren als Schicksalsgemeinschaft auf engstem Raum persönliche Distanz. Was sie dort draußen zwischen Erde und Unendlichkeit erblicken, ist jedoch für einen Menschen allein nicht zu fassen. Die unermessliche Weite wirft sie auf ihre Vergänglichkeit zurück. Sie vermittelt Demut, wirkt auf die sechs verbindend – und zugleich trennend von allen anderen: »Oft weiß sie nicht, was sie Familie und Freunden zuhause erzählen soll«, hat beispielsweise Nell aus England festgestellt, »die kleinen Dinge sind zu banal, der Rest zu überwältigend, dazwischen scheint es nichts zu geben.« Überwältigend ist auch die stilsichere Übertragung des mit dem Booker Prize ausgezeichneten Romans: Julia Wolf findet für Samantha Harveys Beschreibungen dieses einzigartigen Naturschauspiels kraftvolle, unverbrauchte, deutsche Entsprechungen. Und auch wenn uns die Besatzungsmitglieder von Umlaufbahn zu Umlaufbahn schwebend näher rücken, ist und bleibt die ebenso geheimnisvolle wie mächtige Hauptfigur der blaue Planet: »Ohne die Erde sind wir alle erledigt. Nicht eine Sekunde könnten wir ohne ihre Gnade überleben, wir sind Seefahrer auf dunkler gefährlicher See, ohne unser Schiff würden wir ertrinken.« ||

Tina Rausch

**SAMANTHA HARVEY:** UMLAUFBAHNEN
Aus dem Englischen von Julia Wolf | dtv, 2024 | 224 Seiten | 22 Euro

▶ weiter auf Seite 20

► Fortsetzung von Seite 19

## DA SEIN

Im April ist Albert von Schirnding neunzig Jahre alt geworden. Mit seinem kleinen Buch »War ich da?«, das mit den ebenfalls im Beck Verlag erschienenen Bänden »Jugend, gestern« von 2015 und »Alter Mann, was nun?« von 2023 eine Art autobiografische Trilogie ergibt, hat sich der gebürtige Regensburger selbst beschenkt. Vor allem aber die Leser, die mit dem Lyriker, Erzähler, Essayisten und Kritiker durch die Häuser, Wohnungen und Räume streifen, die er in seinem langen Leben bewohnt hat.

Die Stationen Regensburg, Weiden in der Oberpfalz, Ingolstadt, München und Schloss Harmating geben Antwort auf die titelgebende Frage, ob der Autor »da war«, was hier nichts weniger meint, als ein erfülltes Leben geführt zu haben. Seine Wohnstätten waren für Albert von Schirnding zuerst Studien-, später Schreiborte, an denen er seiner Doppelbegabung als passionierter Lehrer für Griechisch und Latein und literarischer Stilist nachgekommen ist.

Vor dem Hintergrund seiner Mitgliedschaften in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur schreibt er jedoch bescheiden: »Aber ich bin mir sehr genau des Unterschieds zwischen Autoren bewusst, die sich mit Haut und Haar ihrem Beruf verschrieben haben, und denen, die wie ich auch Schriftsteller sind.«

Der Untertitel dieses in einem ruhigen Tonfall gehaltenen Büchleins lautet »Von Ankünften und Abschieden«. Er bezieht sich nicht nur auf die Orts- und Wohnungswechsel, sondern auch auf die vielen Menschen, denen der Autor begegnen durfte und die seinem Leben »entscheidend zum Dasein verhalfen«. Die meisten von ihnen sind nicht mehr am Leben. Albert von Schirnding erinnert an sie in Anekdoten und Geschichten.

»War ich da?« atmet von der ersten bis zur letzten Zeile den Geist des Humanismus. Daher könnte darüber als Motto auch jener Vers von Menander stehen, dem man gegen Ende der lohnenswerten Lektüre begegnet: »Was für ein erfreuliches Wesen ist der Mensch, wenn er ein Mensch ist!« ||

Florian Welle

**ALBERT VON SCHIRNDING:** WAR ICH DA? VON ANKÜNFTEN UND ABSCHIEDEN
C. H. Beck, 2025 | 128 Seiten | 20 Euro

Anzeige

## WENN EINSAMKEIT EIN MANTEL WÄRE, WÜRD' ICH IHN ABTRAGEN

Urlaub in »Meck-Pomm«? Da muss dieser Klassiker mit! Peter Wawerzinek, Bachmann-Preisträger, Stipendiat des deutschen Literaturfonds und der Villa Massimo, der 2024 die Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung erhielt, schrieb seine lyrische Autobiografie »Das Kind, das ich war« im Jahr 1994. Ihr Tonfall ist zeitlos. Ihre Bilder so zartfremd wie eindringlich. Ihre Sätze stark rhythmisiert, hypnotisch fast, bilden einen musikalischen Bogen über 130 Seiten. Der kindliche Ich-Erzähler erfasst die Landschaft der Ostseeküste in ihrer Eigenwilligkeit, geht in ihr auf: »In meinen Knochen rauschte das Meer. Meine Hände waren auf dem Rücken gerifft. Hinter den Ohren wuchs mir türkises Moos.« Weil die Eltern in den Westen flohen, ist er ein »Heimer«, erst ein Heim-, dann Adoptivkind bei schlesischen Vertriebenen, ein Außenseiter, ergo präziser Beobachter der wortkargen Dörfler, die auf die Regeln der DDR-Funktionäre pfeifen. »Freilich lasen die Alten die auf rotes Tuch gepinnten Parolen. […] Aber sie schwiegen und gingen in den Wald und sammelten die Scheite hinter dem Haus zu widerständigen Iglus.« Singendes »Vörpommersch« unterströmt die Sätze, Legenden aus »Mäkelborg« garnieren Fünfjahrespläne. »Der Mond schmeckt nach Lebertran« und Sommerabende enden so poetisch wie virtuos in »Strumpfhosendämmerung«. ||

Leo Hoffmann

**PETER WAWERZINEK:**
DAS KIND DAS ICH WAR
Transit Buchverlag, 3. veränderte Aufl. 2010
130 Seiten | 14,80 Euro

## DIE GUGGENHEIM

Von der Kindheit als schwerreiche jüdische Industriellentochter in Manhattan 1912 über Ausschweifungen in Paris bis zu der Eröffnung ihrer Galerie in London 1938 und schließlich – im Epilog – der Selbst(er)findung als Kunstmäzenin in ihrer Wahlheimat Venedig 1958: »Peggy« erzählt aus der Ich-Perspektive von einer schillernden Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts; von einem Leben, das durch den Tod des Vaters auf der Titanic früh ins Schlingern gerät und später mit Skandalen und Exzessen gespickt ist. Zugegeben: Es wurde schon viel von und über Peggy Guggenheim geschrieben. 1946 legte sie mit 48 Jahren ihre tabulose Autobiografie »Confessions of an Art Addict« vor, 1998 erschien diese unter dem Titel »Ich habe alles gelebt« auf Deutsch. Die Anzahl ihrer Liebhaber ist so legendär wie ihr Reichtum und ihr Talent, die wichtigsten Kunstschaffenden des 20. Jahrhunderts um sich zu scharen. Zehn Lebensjahre widmete Rebecca Godfrey ihrer Erforschung der Peggy Guggenheim – und als sie 2020 an Krebs starb, nahm sich die Autorin Leslie Jamison des unvollendeten Manuskripts der Freundin an. Entstanden ist ein glänzend geschriebener und ins Deutsche übertragener Künstlerinnenroman. Eine fiktionale Autobiografie, die den Fokus auf die innere Entwicklung legt: Sie erkundet Peggys Beweggründe, sich – nicht zuletzt dank der Riesenerbschaft – von der Familie weitgehend loszusagen und selbstbestimmt zu leben. Ungeachtet dessen, was sich für eine Frau angeblich schickt und was nicht. ||

Tina Rausch

**REBECCA GODFREY MIT LESLIE JAMISON:**
PEGGY
Aus dem Englischen von Britt Somann-Jung
S. Fischer, 2025 | 400 Seiten | 24 Euro

## EIN WELTVERÄNDERNDER GEDANKE

Robert MacFarlane, der Meister des Nature Writing, lädt ein zu einer aufregenden Weltreise an Flüsse, Bäche, Seen, zu ihren Menschen und Geistern. Faszinierende Wasserstraßen, von oben betrachtet, silbrige Bänder in Zedernwäldern, fruchtbaren Ebenen oder zwischen Felsklippen; gezeichnet von Jahreszeiten, Dürre oder Monsun, verwundet von Staudämmen, Abwässern und Kriegen; lebendige Wesen, »waterbodies« mit einer Vielfalt an Arten. Der Rio Los Cedros im Nebelwald von Ecuador etwa ist laut Verfassung eine juristische Person, ein Subjekt mit eigenen Rechten wie der Mensch. Am wilden Muteshekau-Shipu in Kanada fanden Anwohner, Naturschützer und Anwälte einen Weg, ihn zu schützen. Aber die Lagunen, Flüsse und Bäche von Chennai im Südosten Indiens sind tot, erstickt von (un)menschlicher Zivilisation. »Sind Flüsse Lebewesen?«, fragt Robert MacFarlane und führt sehr persönlich und szenisch an die Ufer der Welt. Ja, natürlich, möchte man antworten. Und warum behandeln wir sie nicht entsprechend? Es könnte, schreibt er, »ein weltverändernder Gedanke sein«. Sein poetisches Porträt dieser Wasserwelten sollte ein Anstoß sein. ||

Cornelia Zetzsche

**ROBERT MAC FARLANE:**
SIND FLÜSSE LEBEWESEN?
Aus dem Englischen von Frank Sievers und Andreas Jandl | Ullstein, 2025 | 460 Seiten
29,99 Euro

## BERÜHREN LASSEN

Es ist auch eine Ideengeschichte der Soziologie. Am Anfang steht das Projekt der Moderne. Hartmut Rosa erklärt sie als Gesellschaft im ständigen Modus der Steigerung. Stabilität entsteht in der Dynamisierung. Es muss ständig mehr sein aus Angst vor dem Weniger. Das gelingt, indem man die Welt verfügbar macht, üblicherweise in den vier Dimensionen der Sichtbarkeit, Erreichbarkeit, Beherrschbarkeit, Nutzbarkeit. Auf dieser Basis funktionieren Märkte, klappt Konsum als Motor der Dynamik. Nur führt dieser Prozess zu einer vollständigen Verdinglichung und Entfremdung des Mensch-

lichen. Und hier kommt die Unverfügbarkeit ins Spiel. Wer der Welt nicht nur gegenüberstehen, sondern mit ihr kommunizieren und in Resonanz treten will, sollte sich berühren lassen, selbst handeln und Veränderungen durch diese Prozesse zulassen können. Die Unverfügbarkeit ist damit unter anderem ein persönlicher Wechsel vom Objektbegehren zum Beziehungsbegehren. Was das gesellschaftlich und auch sozio-psychologisch bedeutet, entwickelt Hartmut Rosa mit der Kraft des überzeugten Soziologen. Ein sehr inspirierendes Buch über das Verstehen von Welt und die strukturellen Fallschlingen der vom Konsum getriebenen Moderne. ||

Ralf Dombrowski

**HARTMUT ROSA:** UNVERFÜGBARKEIT
Suhrkamp, 2020 | 134 Seiten | 10 Euro

### VIVE LA FRANCE

Können Bücher »schmecken«? Wenn ja, dann dieses. Durch Geschichte und Germanistik hat Journalistin Nadia Pantel ein solides Fundament, was ihre seit Jahren lesenswerten Kolumnen belegen. Viel »geschmackiger« ist ihr Sinn für das amüsante Vermengen von Frankreichs Esskultur mit mehrfach überbordenden historischen Anekdoten dazu, witzigen Fakten aus der großen wie ihrer persönlichen Kochgeschichte und politisch brisanten, dann aber auch wieder skurrilen, mal fast absurden, mal bitteren Lebensumständen im Land, das schon der große de Gaulle wegen seiner über 350 Käsesorten für unregierbar gehalten hat. Pantel überrascht mit dem »Pain egalité«, frappierenden Fakten zum »Populux Auster« und »Camembert-Diagramm«, Realitäten zur neuen Armut und ihrer bitter-amüsanten Überwindung durch gutes Essen bis hin zum Wochenspeiseplan einer ganz normalen École maternelle für 3- bis 6-Jährige, die das reiche Deutschland zutiefst beschämt. Was der dauernd auf den Geschmack gebrachte Leser dann noch über die »Gilet jaunes«-Proteste, über Macrons »Jupiter«-Arroganz und Le Pens Nutzung von Armutsproblemen liest, fügt sich fließend und politisch glasklar in die Haute Culture der französischen Küche ein. Eine »Mh-mmm«-Leseverführung. ||

Wolf-Dieter Peter

**NADIA PANTEL:**
DAS CAMEMBERT-DIAGRAMM. EIN ETWAS ANDERES FRANKREICH-PORTRÄT
Rowohlt Berlin, 2025 | 223 Seiten | 24 Euro

### LEBENDIGE ERINNERUNG

Am 9. Mai ist Margot Friedländer im Alter von 103 Jahren in Berlin gestorben. In der Stadt, in der sie am 5. November 1921 geboren wurde, in der sie aufgewachsen ist – und in der sie schließlich in den Untergrund ging, um sich vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu verstecken. In dem 2010 erschienenen Buch »›Versuche, dein Leben zu machen‹. Als Jüdin versteckt in Berlin« erzählt sie von ihrem Leben. Von ihrer Kindheit vor 1933; von ihrer Familie; von den zunehmenden Repressionen gegen Juden und Jüdinnen; von denen, die emigrierten, und denen, die sich zu lange sicher wähnten. Ihre Familie war der Überzeugung, »Deutschland sei ein zivilisiertes Land«, sie als etablierte Mitglieder der Gesellschaft seien nicht in Gefahr. »Es war nicht der Mut, der uns fehlte«, schreibt Friedländer, »sondern die Vorstellungskraft.« Die Kraft, sich vorzustellen, dass eine Gesellschaft gespalten wird in die, die leben dürfen, und die, die umgebracht werden. Margot Friedländer verlor ihre ganze Familie durch den Holocaust. Ab 1943 war sie auf sich allein gestellt und tauchte bei wechselnden Fremden unter. 1944 wurde sie verhaftet und nach Theresienstadt deportiert. In ihren Erinnerungen schildert sie nicht nur die Zustände im KZ, sondern – und das macht dieses Buch besonders – vor allem die Zeit davor und danach. Wie lange es möglich war, an das Gute zu glauben. Wie absurd und abwegig die Pläne der Nationalsozialisten ihnen erschienen. Dieses Buch ist eine eindrückliche Erinnerung daran, dass wir nicht wegsehen dürfen. Eine Erinnerung an eine kluge und mutige Frau. Eine, die ihr Leben gemacht hat allen Widerständen zum Trotz. ||

Anne Fritsch

**MARGOT FRIEDLÄNDER (MIT MALIN SCHWERDTFEGER):**
»VERSUCHE, DEIN LEBEN ZU MACHEN« – ALS JÜDIN VERSTECKT IN BERLIN
Rowohlt, 2010 | 272 Seiten | 13 Euro

### VIELSTIMMIGE ANNÄHERUNG

Manche Ereignisse lassen einen erst mal verstummen. Vor Schreck, vor Schmerz und vor Angst. Der Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 war so ein Ereignis. Die Künstler*innen Hannah Brinkmann, Nathalie Frank, Michael Jordan, Julia Kleinbeck, Moritz Stetter, Birgit Weyhe und Barbara Yelin waren ebenfalls fassungslos. Über das, was im Nahen Osten geschah genauso wie über den wachsenden Hass in Deutschland. Im Januar 2024 starteten sie ihr Projekt »Wie geht es dir? Zeichner*innen gegen Antisemitismus, Hass und Rassismus«. Sie wollten der Entfremdung und der Sprachlosigkeit etwas entgegensetzen.

48 Zeichner*innen führten Gespräche mit 60 Menschen, stellten die so simple wie wichtige Frage »Wie geht es dir?« und setzten die Antworten in Zeichnungen auf je einer großformatigen Seite um. Die Idee ist so einfach wie überzeugend, das Ergebnis eine Vielfalt der Stimmen und Gefühle. Die befragten Menschen leben in Deutschland, in Israel, Europa und anderswo. Es sind Jüd*innen wie Muslim*innen, Israelis, Deutsche und andere. Menschen, denen das Geschehen aus persönlichen wie politischen Gründen nahegeht. In den Gesprächen ist viel Angst und Schmerz. In ihrer Vielfalt aber sind sie ein Plädoyer für Toleranz und Menschlichkeit. Und dafür, miteinander zu sprechen, sich nach einander zu erkundigen und empathisch zu bleiben. || **af**

**HANNAH BRINKMANN U.A. (HRSG.):**
WIE GEHT ES DIR? – SECHZIG GEZEICHNETE GESPRÄCHE NACH DEM 7. OKTOBER 2023
avant Verlag, 2025 | 136 Seiten | 35 Euro

### THERESE SPIELT

Zum fünfzigsten Todestag der großen Schauspielerin hat Barbara Yelin im Auftrag der Kammerspiele einen biografischen Comic über Therese Giehse gezeichnet. Doch was heißt gezeichnet, die einzelnen Bilder erscheinen fast wie Gemälde. Gedeckte Farben überwiegen, aus denen mal das Rot der Haare, das Blau eines Kopftuchs oder ein gelbes Kleid herausleuchten. Aus den relativ wenigen Veröffentlichungen über und Interviews mit Giehse, von denen »Therese Giehse: Ich hab nichts zum Sagen. Gespräche mit Monika Sperr«, immer noch die wichtigste ist, hat Yelin Zitate für ihre Graphic Novel entnommen. Motor der berühmten Brecht-Interpretin war der Drang zu spielen. Von den Nazis wurde sie wegen ihrer jüdischen Herkunft und politischen Betätigung im Kabarett »Die Pfeffermühle«, das sie gemeinsam mit ihrer Freundin Erika Mann und anderen gegründet hatte, ins Exil getrieben. Der englische Pass, den sie durch eine Scheinehe erwarb, gab ihr etwas Schutz. Als Emigrantin in Zürich spielte sie modernstes Theater, immer in Angst vor einer deutschen Besetzung des Landes. Nach dem Ende der Naziherrschaft ging die Giehse zu Brecht nach Berlin und kehrte 1950 auch an ihre alte Wirkungsstätte, die Kammerspiele, zurück. Die meisten kennen den alleinigen Menschen Giehse als Oma Häusler aus den »Münchner Geschichten« von Helmut Dietl, in denen sie eine lakonische Melancholie umgab. ||

Christiane Wechselberger

**BARBARA YELIN:** DIE GIEHSE. EIN LEBEN FÜR DAS THEATER 1898–1975
**Münchner Kammerspiele**, 2025 | 32 Seiten
5 Euro | www.muenchner-kammerspiele.de/de/service/34044-merch

▶ weiter auf Seite 22

Anzeige

► Fortsetzung von Seite 21

### FRECHE NOTIZEN

Wer braucht Poetikvorlesungen? Studierende der Germanistik vielleicht, aber sonst? Dass man vor diesem von Ingeborg Bachmann, Christa Wolf und vielen anderen geadelten Genre nicht in Ehrfurcht erstarren muss, sondern es auch spielerisch und lustig angehen kann, beweist die 1980 in Belgrad geborene Wiener Autorin Barbi Marković. Ja, man erhält mit diesem Text, so »barfuß und schmutzig im Gesicht« er auch daherkommt, durchaus das, was man erwarten darf, nämlich einen Überblick über das bisherige Werk der 2024 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse geehrten Autorin. Samt wichtigen Hintergründen – wer hätte die Werke von Barbi Marković mit Marcel Proust zusammengedacht? Zugleich aber dekonstruiert sie das Genre und holt es aus dem Hörsaal auf die Straße. Der Text, eher freche Notizen beim Verfertigen einer Poetikvorlesung als ein unerschütterlich in Stein gemeißeltes Werk, stellt auch ihre »Gemütsschwankungen zwischen Größe und Armseligkeit« aus. »Ich wollte eine Poetikvorlesung schreiben, die so gut ausgeführt ist, dass man sich denkt: Das ist keine Poetikvorlesung.« Genau das ist ihr gelungen. ||

Klaus Hübner

**BARBI MARKOVIĆ:** STEHLEN SCHIMPFEN SPIELEN
Rowohlt Verlag, 2025 | 144 Seiten | 20 Euro

### GEGEN VIELERLEI WIDERSTÄNDE

Das »Trotzdem« im Untertitel ist inhaltlich mehr als angebracht. Den schreibend-denkenden Frauen hat der Verlag denn auch ein besonders schönes Buch innerhalb der Reihe gewidmet, in der gleichzeitig auch »Komponistinnen« und »Revolutionärinnen« erscheinen: Tanja Kischel hat jeder Autorin ein farbiges, ein wenig historisierendes Porträt gemalt. Erfreulich ist die Auswahl der 20 Autorinnen, denn neben etwa zehn wohlbekannten Namen zwischen Varnhagen und Seghers hat Katharina Herrmann schreibende Frauen aus dem Schatten oder dem Vergessensein geholt. So steht bislang »Gottsched« als »Retter der deutschen Sprache« im Vordergrund, doch seine hochbegabte Frau Luise Adelgunde verdient eine umfassende Wiederentdeckung. Die Erfindung des »Frauenromans« durch Sophie von La Roche, Frau Johanna hinter Arthur Schopenhauer, herausragend die 1848er-Revolutionärin Louise Aston oder die bekannteren Autorinnen bis hin zur 1943 in Auschwitz ermordeten Gertrud Kolmar: seitenweise durch überlegte Prosa-Ausschnitte oder Gedichte belegte Leseentdeckungen, ausklingend mit den zeitlos schönen und anrührenden Texten von Mascha Kaleko. Ein Buch voll nötiger Schlaglichter auf »Unterschätzte« und bislang oft »Beiseitegelassene« – also: lesend nachzuholende Bereicherung. ||

Wolf-Dieter Peter

**KATHARINA HERRMANN:** DICHTERINNEN UND DENKERINNEN. FRAUEN, DIE TROTZDEM GESCHRIEBEN HABEN.
Reclam, 2024 | 236 Seiten mit 20 farbigen Abb. | 18 Euro

### LANGE RUFEND

Gibt es noch eine Avantgarde und wenn nein, wann hat es je eine gegeben und warum? Anders als in der bildenden Kunst, wo die Avantgarde mit ihrer sinnverweigernden Kunst des Abstrakten längst arztpraxenkompatibel geworden ist, gilt in der Literatur, dass die entsprechende konkrete oder surreale Dichtkunst, die Exerzitien eines Gerhard Rühm oder die Wortgebirge eines Joyce oder Arno Schmidt keine Gegenwart mehr haben. Aus, Ende, vorbei. Von der Existenz einer dichtenden Avantgarde kann im Jahr der hundertsten Geburtstage von Ernst Jandl und Eugen Gomringer keinerlei Rede sein. Friederike Mayröcker ist seit ein paar Jahren tot. Selbst Elfriede Jelinek, nobelpreisbewährt, wurde bereits zweimal von Fake-Accounts für selbiges erklärt. Punkt.

Und die Avantgarde? Es hat sie wohl einmal gegeben: »lange rufend : lange in Maurice Blanchot gelesen, etc., wegen der Erwähnung meines Todes …« – so lautet – folgt man der Ausgabe ihrer »Gesammelten Gedichte 2004–2021« die drittletzte, gebührend rätselhafte Zeile, die die 96-jährige Friederike Mayröcker, die letzte der lyrischen Madonnen der Moderne, jemals schrieb. Ihren Job als Lehrerin hatte sie 1969 aufgegeben. Nachdem sie mit Freund Jandl und den 14 Minuten ihres Hörspiels »Fünf Mann Menschen« das Hörspiel im Duo revolutioniert und den »Preis der Kriegsblinden« erhalten hatte, konnte sie vom Radio leben. Heute wäre das nicht mehr möglich. Heute gibt es (auch deshalb) keine Avantgarde mehr. Aber dieses Buch!

Von ihm gilt, was nur für ganz, ganz wenige Bücher gilt: Die Welt ist mit ihm definitiv eine bessere. Schön, dass es so etwas (vielleicht ein letztes Mal) noch gab. ||

Andreas Ammer

**FRIEDERIKE MAYRÖCKER:** GESAMMELTE GEDICHTE 2004–2021
Suhrkamp, 2025 | 38 Euro

## LYRIK

### LÄNDLICHER WEG

Im Zikadenschleier gefangen
der Mittag, bebender Schweißglanz
auf den Flanken der Rinder hinter
dem elektrischen Zaun.
Durch die Lichtmaschen schuppt
etwas von meinem verbrauchten Leben,
Schemenhaftes, über den Weg
geweht. Mein letzter Fußabdruck
weit hinter mir.

DAGMAR NICK

© Dagmar Nick, Rimbaud Verlag | mit freundlicher Genehmigung des Verlags

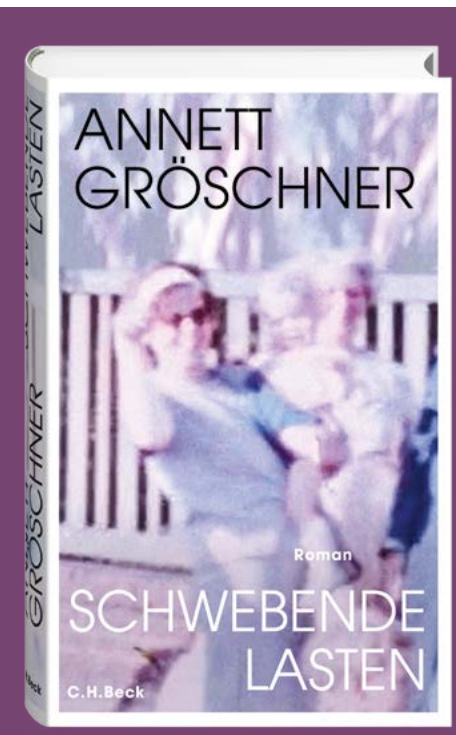
Wie die Jahre vergehen. Verlebte Jahre. Chronologisch eine lange Zeit. 1945 wurde Dagmar Nicks Gedicht »Flucht« von Erich Kästner in der »Neuen Zeitung« abgedruckt. Da war sie 19. 1947 erschien ihre erste Gedichtsammlung »Märtyrer«; viele Bücher – in verschiedenen Gattungen – folgten. Alle lebendig, von durchdachter Erfahrung gesättigt und Haltung zeigend. Besonders lesenswert in diesen Tagen: »Eingefangene Schatten« (2015), die Geschichte ihrer jüdischen (später auch christlich getauften) Familie von 1550 bis 1850 – mit einem Epilog, der Beispiele der Verfolgung nachzeichnet – sowie »Das literarische Kabarett ›Die Schaubude‹ 1945–1948« (2004), das sie – selbst Zeitzeugin – aus Briefen ihres Vaters Edmund Nick, Dokumenten und eigenen Kommentaren komponiert hat.

Zum 95. Geburtstag der Münchner Autorin erschien »Getaktete Eile«, dessen Gedichte mit dem (jedenfalls bevorstehenden) Tod, mit dem Noch-Leben, dem Sterben umgehen. »So langsam das Leben. / Zuendeleben. So langsam / die Schritte, die Griffe ins Nichts, / das Erinnern, das Finden. / So langsam das Sterben.« – so lautet die erste Strophe des Gedichts »In summa«. Die zurückliegende Fußspur hier, ihr Verlöschen, ist Zeichen des Todes. Schemen melden sich. Der Titel des Bandes bezieht sich auf die versäumten Momente, »[…] meine unausgekosteten Lebenslieben, sie / ziehen an mir vorüber, ich halte / sie nicht, ich zähle sie in ihrer / getakteten Eile – während sich / unwiderruflich die Atemtür schließt.« Ein neues Buch wird 2026 zum 100. Geburtstag herauskommen. ||tb

**DAGMAR NICK:** GETAKTETE EILE. GEDICHTE
Mit einem Vorwort von Holger Pils und Interpretationen von Reinhard Kiefer und Christoph Leisten | Rimbaud Verlag, 2021
63 Seiten | 20 Euro

Anzeige

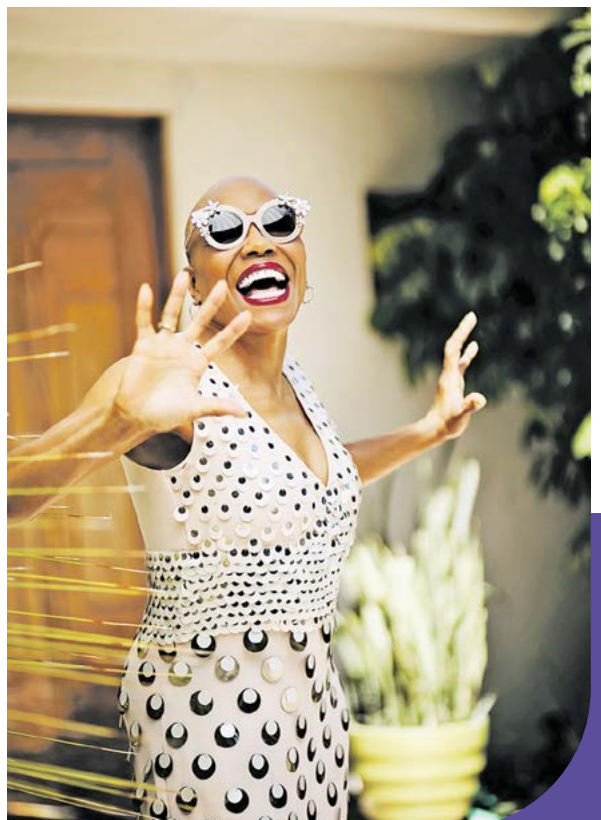
«In perfekter Balance zwischen lakonisch und herzzerreißend wird hier ein Leben in diesem fürchterlichen 20. Jahrhundert erzählt.»
*Elke Heidenreich*




282 Seiten | € 26,– | **Auch als Hörbuch erhältlich.**

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

**oben links: Alma Naidu** | © Tom Schneider
**rechts: Dee Dee Bridgewater** | © Kimberly M Wang
**unten links: Tyreek McDole** | © EBAR
**rechts: Christie Dashiell** | © Christie Dashiell



# SHOW UND STIMMEN

Der Münchner Jazzsommer verspricht einen bunten Fächer der Stile. Und ein paar Entdeckungen gehören auch dazu.

RALF DOMBROWSKI

Am 23. Februar 2014 gab es in München ein ungewöhnliches Jazzereignis. Denn damals spielte Dee Dee Bridgewater das einzige Clubkonzert und überhaupt den letzten Auftritt ihrer Europatournee ausgerechnet in der Münchner Unterfahrt. Wer das Glück hatte, einen der raren Plätze zu ergattern, erlebte das Konzert einer wundervoll gut gelaunten Jazzdiva, die zur Feier des Tages sich eine abstrus biedere Föhnlockenperücke aufgesetzt hatte, als zwinkerndes Tribute an ihr großes Vorbild. »Schon meine Mutter hat viel Ella Fitzgerald gehört, auch als sie mit mir schwanger war«, erzählt Bridgewater dazu am Telefon. »Später meinte sie, ich hätte noch nicht laufen oder reden können, aber zu Musik von Ella gesungen, wenn ich in meinem Babybett lag. Tatsächlich konnte ich immer schon singen und scatten, für mich ist das eine ganz natürliche Sache, die ich nicht weiter erklären kann. Wahrscheinlich war das eine frühe Vorentscheidung, dass ich Jazzsängerin werden musste. Neben Ella übrigens hatte Betty Carter wohl den größten Einfluss auf mich. Ich war quasi ihr Schatten, bin ihr gefolgt, wohin immer möglich. Wie sie improvisiert hat, mit Rhythmus und Time umgegangen ist – das habe ich geliebt! Außerdem gab es bei uns zu Hause eigentlich immer Musik. Mein Vater brachte Kollegen mit, ständig waren Lieder und Instrumente um mich herum. Das war einfach so. Ich habe nie Musik studiert, sondern alles über die Ohren, über das Zuhören gelernt.«

Seit der Unterfahrt sind Dee Dee Bridgewaters Gastspiele in Deutschland allerdings rar gesät. Sie selbst fliegt nicht gerne, die Pandemie tat ihr übriges als Reisehemmung, und so ist es wieder ein besonderes Ereignis, dass die Entertainerin aus Memphis Tennessee in die Stadt zurückkehrt. Diesmal ist der Rahmen größer. Denn Dee Dee Bridgewater ist der Star- und Eröffnungsact des Münchner Jazzsommers im Festsaal des Bayerischen Hofs. Sie bringt ihr aktuelles Quartett mit der Pianistin Carmen Staaf, der Bassistin Rosa Brunello und der Schlagzeugerin Shirazette Tinnin mit, außerdem ein Programm, das sich unter dem Motto »We exist!« starken Frauen widmet, Ella natürlich, aber auch zahlreichen anderen Koryphäen der Musik-, Kultur- und Gesellschaftsgeschichte. Sie verkörpert damit das Festivalmotto »Voices«, das über fünf Tage hinweg sehr unterschiedliche Stimmen in die Stadt holt. Der Sänger Tyreek McDole (22.7.) zum Beispiel hat es geschafft, schon ins Gespräch zu kommen und wird im Anschluss an Dee Dee Bridgewater im Night Club den Abend abrunden. Er ist erst 25 Jahre alt, stammt aus Florida, hat familiäre Wurzeln in Haiti und ein sicheres Gespür für die passende Mischung aus Unterhaltung und Anspruch. Auf dem Debütalbum »Open Up Your Senses« spannt er seinen künstlerischen Bogen weit, vom Titelstück aus der Feder von Horace Silver und einem Song von Thelonious Monk über zwei feinsinnig intensive Interpretationen von Pharoah-Sanders-Klassikern bis hin zu einer Komposition von Terence Blanchard und einem haitianischen Traditional. McDoles faszinierende Musikalität in Kombination mit müheloser Stimmtechnik und einer Vorliebe für poetisch verweilende, spirituelle Passagen machen aus seinen Liedern Songs mit viel künstlerischer Strahlkraft.

Christie Dashiell (25.7.) wiederum knüpft mit ihrer gospel- und soulgeprägten Stimme direkt an die Power ihres Vorbilds Dee Dee Bridgewater an, während Alma Naidu (24.7.) sich mit eigenen Songs und poetisch europäischer Soundidee präsentiert. Der Gitarrist Torsten Goods steht ihrem Quartett dabei als Stargast zur Seite, eine Kombination, die auch ein wenig Fusion als Färbung verspricht. Zwei Projekte schließlich nähern sich dem Motto »Voices« über Bande, zum einen das Jazz Department der Söhne Mannheims (26.7.), das eine Prise Hip-Hop mitbringt. Der Bassist Lars Danielsson (23.7.) schließlich lässt mit seinem Liberetto-Quartett vor allem sein Instrument singen, wobei Partner wie der Pianist Grégoire Privat ihm an poetischer Ausdruckskraft nicht nachstehen. Schließlich gibt es als Extrabonus noch eine Voreröffnung mit dem Trio der Saxofonistin Katharina Pfeifer (21.7.). Sie ist Preisträgerin des Kurt Maas Jazz Awards der Münchner Hochschule für Musik und Theater und damit neben Alma Naidu quasi der Link in die junge Szene der Stadt. Eine Musikfilmreihe in der hoteleigenen Cinema Lounge und die Ausstellung »Famous Faces« mit Künstlerporträts vervollständigen außerdem das Programm. Der Münchner Jazzsommer 2025 ist damit ein kompaktes Festival mit Optionen für Entdeckungen. Und auch mit ein wenig Glamour, wenn die Meisterin, diesmal vermutlich ohne Perücke, auf die Bühne des Festsaals kommt. ||

**JAZZSOMMER IM BAYERISCHEN HOF**
**Bayerischer Hof, Festsaal und Night Club**
Promenadeplatz 2–6 | **21.–26. Juli**
verschiedene Zeiten | Tickets: 089 2120920
music@bayerischerhof.de

# Härte für Kenner

Der Einfluss der Melvins auf die Rockwelt ist gewaltig. Für die, die das noch nicht wissen, gibt es Ende Juli eine Nachhilfestunde im Technikum.

MATTHIAS PFEIFFER

Es gibt wohl kaum einen Begriff, der ähnlich inflationär benutzt wird wie »Kult«. Gerade wenn man bedenkt, dass gern alles damit bezeichnet wird, was einer großen Masse gefällt. Im Grunde ist »Kult« im Popumfeld aber das genaue Gegenteil, ein Geheimtipp mit kleiner, aber treuer Anhängerschaft. Wer wäre da ein besseres Beispiel für eine Kultband als die Melvins? Gegründet hat sich das Trio bereits 1983 in Washington. Zunächst waren die Musiker ein Teil der dortigen Hardcore-Punk-Szene, entschlossen sich aber schnell, musikalisch einen Gang runterzufahren. Mit Entspannung hat das jedoch absolut nichts zu tun! Die Band um Mastermind Buzz Osborne kreierte einen schweren, schleppenden Sound, der, gepaart mit der Aggression ihrer Wurzeln, bis dato etwas ganz Neues im Underground war.

Unter dem Einfluss so unterschiedlicher Ingredienzen wie The Who, Miles Davis, Black Flag und Venom wurde so ein Gebräu aufgesetzt, für das später der Name Sludge Metal eingeführt wurde. Doch das ist nur eines der Genres, für das die Melvins als Initiatoren und Wegbegleiter gelten. Gern kann man hier noch Noise Rock, Stoner Rock und – die Generation X wird sich erinnern – Grunge auflisten. Apropos, zu den Fans der Melvins zählte auch ein gewisser Kurt Cobain, der beim Vorspiel jedoch zu nervös war, um ein Teil der Band zu werden. Dafür machte Osborne diesen mit zwei anderen jungen Männern bekannt, woraus eine weitere Gruppe geboren wurde, die man hier nicht extra erwähnen muss. Die Melvins jedenfalls schienen weiterhin den kommerziellen Erfolg zu meiden wie der Teufel das Weihwasser. Zwar unterschrieben sie einen Deal mit Atlantic Records, wurden aber nach drei Alben schon wieder vor die Tür gesetzt.

Massenkompatibel sind diese Klänge eben nicht, mal heavy und erdrückend, mal experimentell und verschwurbelt, aber nie anbiedernd und gefällig. Es wäre natürlich übertrieben, die Melvins zu den großen Erfolglosen oder bedeutenden Unbekannten zu zählen. Schließlich haben sie über die Jahrzehnte hinweg eine stetig wachsende Gemeinde an Bewundernden herangezogen. Andauernde Tourneen sowie 28 Alben und zahlreiche EPs sprechen außerdem für sich. Aber was ist schon das große Geld verglichen mit Einzigartigkeit? Und unter denen, die es wirklich interessiert, haben die Melvins sowieso den Status, der ihnen gebührt. Den einer authentischen und eigenständigen Kultband – im besten Sinne des Wortes. ||

**Melvins** | © Chris Casella

**MELVINS**
**Technikum** | Werksviertel-Mitte, Speicherstr. 26
**28. Juli** | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.themelvins.net

Anzeige

**Youssou N'Dour** | © Youri Lenquette

# Licht ins Dunkel

Der senegalesische Sänger Youssou N'Dour ist Autorität und Motor der westafrikanischen Musikwelt. Jetzt kommt er für ein Gastspiel nach München.

MARTIN PFNÜR

Als Impulsgeber des humanitären Engagements zählt Youssou N'Dour seit Jahrzehnten zu den stärksten Stimmen Afrikas. Nun bringt der 65-Jährige aus dem Senegal mit seiner Band »Le Super Étoile de Dakar« den Sound des Mbalax in die Isarphilharmonie. Sein Erfolg ist beeindruckend, aber auch das Resultat einer Karriere, die sich über Jahrzehnte hinweg entfaltete. Als 1994 seine enorm erfolgreiche Single »7 Seconds« erschien, war das gerade im Eurodance-dusseligen Deutschland ein Hit von erstaunlichem Tiefgang. Während Acts wie die Rednex (»Cotton Eye Joe«) in neue Dimensionen der Sinnfreiheit durchbrachen, ging es in dem Duett zwischen Neneh Cherry und Youssou N'Dour um die ersten sieben Sekunden im Leben eines Menschen als Sinnbild für einen Zustand der Unschuld und Perfektion. Oder wie N'Dour es in einem Interview mit der BBC ausdrückte: »Hinter dem Lied steht die Idee, wie sich ein Neugeborenes in den ersten sieben Sekunden seines Lebens fühlt. Das ist für alle gleich. Sie wissen nicht, ob sie ein Junge oder ein Mädchen sind, ob sie in eine reiche oder eine arme, eine schwarze oder eine weiße Familie hineingeboren werden. Diese ersten sieben Sekunden sind das, was einem perfekten Leben auf Erden am nächsten kommt.«

Und so handelt denn auch das auf Englisch sowie von N'Dour auf Französisch und der im Senegal weit verbreiteten Niger-Kongo-Sprache Wolof eingesungene »7 Seconds« von universellen Themen wie Hoffnung und Einheit angesichts einer Welt voller Widrigkeiten und Vorurteile. In seinem übermittelten Bedürfnis nach Frieden und Verständnis zwischen Menschen verschiedener Kulturen steht der Song zwar repräsentativ für N'Dours Wirken – dabei ist da natürlich noch so viel mehr. Über 30 Alben hat der Sänger, Komponist, Produzent und Bandleader aufgenommen, seit er Mitte der Siebziger als Teenager zur legendären »Star Band« stieß, die in Dakar den Miami Club bespielte. Aus dieser heraus schloss er sich mit anderen Musikern der Band zur kurzlebigen Formation Étoile de Dakar zusammen, die maßgeblich jenen fusionsfreudigen fluiden Stil zwischen traditioneller senegalesischer Musik und Einflüssen aus Jazz, Funk und Latin entwickelte, der als Mbalax noch heute seine Songs prägt.

So richtig begann sein Stern jedoch erst zu leuchten, als Youssou N'Dour nach einer erneuten Aufspaltung der Gruppe mit Le Super Étoile de Dakar seine eigene Backingband im Rücken hat, die ihn bis heute begleitet. Es ist die Zeit, in der er gleichermaßen zum Star (mit Hits wie der Peter-Gabriel-Kollaboration »In Your Eyes«) wie zum engagierten Aktivisten reift, der 1985 ein Konzert zur Freilassung Nelson Mandelas organisiert und 1988 als Teil der von Amnesty International organisierten Benefiztour »Human Rights Now!« unterwegs ist. Seither hat sein Engagement für eine gerechtere Welt keinen Deut nachgelassen. Denn auch wenn seine Kandidatur als Präsident des Senegal 2012 scheiterte, hat N'Dour über seine Musik und seinen humanitären Einsatz vielleicht sogar mehr zum Wohl der afrikanischen Bevölkerung beigetragen, als es ihm als Politiker möglich gewesen wäre. Mit »Eclairer le monde (Light The World)« stellt der 65-Jährige nun ein neues Album vor, das in Zusammenarbeit mit Michael League von den Jazzrock-Fusionisten Snarky Puppy entstand. Zwölf Songs, die tatsächlich einlösen, was der Albumtitel verspricht: Licht in eine Welt zu tragen, die ein wenig Erleuchtung durchaus vertragen könnte. ||

**YOUSSOU N'DOUR & SUPER ÉTOILE DE DAKAR**
**Isarphilharmonie HP8**
Hans-Preißinger-Str. 8 | **18. Juli** | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181 | www.youssoundourmusic.com

# In Gärten und Höfen

Der 33. Internationale Augsburger Jazzsommer feiert gute Musik in reizvollem Ambiente. Eine Mischung mit Aussicht.

**Camille** | © Thomas Braut
**John Scofield Band** | © Sokol MacGregor

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Seit drei Jahrzehnten lockt der internationale Augsburger Jazzsommer Stars der Branche in die spezielle Open-Air-Kulisse, die die alte Fuggerstadt mit ihrem botanischen Garten und dem Brunnenhof im Zeughaus zu bieten hat. Neben europäischen Stars wie dem norwegischen Kulttrompeter Nils Peter Molvaer (30.7.) oder dem amerikanischen Bassisten Christian McBride, der sich zusammen mit dem Pianisten Benny Green und dem Schlagzeuger Gregory Hutchinson auf die Spur der Jazzlegende Ray Brown begibt (23.7.), lassen sich in Augsburg auch spezielle Entdeckungen machen. Dazu zählt die New Yorker Klarinettistin Anat Cohen, die ihr aktuelles Programm dem brasilianischen Choro, Samba und Bossa nova gewidmet hat (6.8.). Die 50-jährige Musikerin, die ihre Ausbildung am Berklee College of Music in Boston absolviert hat, war viel mit brasilianischen Projekten unterwegs, was man ihrem souveränen Latin-Jazz-Feeling anmerkt. Nun ist sie erfolgreich mit ihrer eigenen Formation. Als Eröffnung bot der amerikanische Pianist Aaron Parks zeitgenössischen Jazz, wobei der 41-Jährige bei seinen zwischen akustischem und elektronischem Sound angelegten Exkursionen auch mittelalterliche Klänge einbezieht.

Das Konzert am 9. Juli bestreitet der Gitarrenaltmeister John Scofield mit »funk based jazz« und seinem Long Days Quartet. Die dazugehörige Hammond B3 seines Organisten John Medeski inclusive Leslie könnte für ein bezauberndes Sommernacht-Feeling im Botanischen Garten sorgen. Es ist eine lange Freundschaft, die schon vor Jahrzehnten begonnen hat und dafür sorgt, dass Gitarre und Orgel in dieser Band so selbstverständlich wie nur möglich ineinandergreifen. Und dann ist da noch die französische Sängerin Camille Bertault, die am 16. Juli nach Augsburg kommt. Eine sehr wandlungsfähige Stimme, die sich ebenso vom federnden 30er-Jahre-Swing wie von modernem Elektropop inspirieren lässt und dabei ihren eigenen Weg findet. Neben den Konzerten mit den Stars im Botanischen Garten gibt es darüber hinaus die kleinere Bühne im Brunnenhof des Zeughauses. Hier lassen sich vielleicht noch mehr Entdeckungen machen als bei den großen Namen. Jedenfalls stehen ungewöhnliche Künstler:innen wie die Sängerin Jelena Kuljič (12.7.), das Ava-Trio um den Baritonsaxofonisten Guiseppe Doronzoam (26.7.) oder auch das Quintett des schwedischen Saxofonisten Thomas Backman (2.8.) auf dem Programm. So oder so ist es ein Vergnügen, die Konzerte des Augsburger Jazzsommers zu erleben. Vielleicht vergisst ja jemand glatt, in den Urlaub zu fahren, wenn's daheim doch so faszinierende Abende gibt! ||

**33. INTERNATIONALER AUGSBURGER JAZZSOMMER**
**Botanischer Garten / Zeughaus**
Dr. Ziegenspeck-Weg 10 / Zeugplatz 4
**bis 6. Aug.** | 20 Uhr | Tickets: 0761 88849999
www.augsburger-jazzsommer.de

# Erbe trifft Gegenwart

Die Karl Amadeus Hartmann-Gesellschaft ist nicht nur Archiv, sondern auch Veranstalter. Im Juli lädt sie wieder in ihre verwinkelten Räume in Schwabing zum Konzert.

RITA ARGAUER

Große Begriffe stehen derzeit im Raum. Man redet von der Zeitenwende zur Rettung der bedrohten Demokratie, während die realen politischen Ereignisse sich überschlagen. Und der mediale wie soziologische Diskurs gewinnt angesichts der Krisen der Gegenwart an Pathos. Das ist beängstigend zu beobachten, ist doch Pathos als mächtige Eindeutigkeit so etwas wie der natürliche Feind der Abstufungen und Kompromisse und der feinen diskursiven Differenzierung. Aber bräuchte es nicht genau die gerade viel mehr, um das politische Handeln zumindest im Inneren wieder auf einen weniger angreifbaren, auf einen stabileren Stand zu bekommen? Der Blick auf die Kunst hilft da manchmal und manchen. Bei Musikbedürfnis etwa mit integrer Grundlagen ist ein Blick auf Karl Amadeus Hartmann empfehlenswert: Zeitgenosse von Carl Orff, unbedingter Pathosverweigerer, gerade im Vergleich zu Carl Orff, ein wacher politischer Geist und meisterlich im subtilen, bisweilen tragischen, bisweilen humorvollen Differenzieren.

Hartmann lebte in München. In seinem ehemaligen Wohnhaus in der Franz-Joseph-Straße in Schwabing hat heute die Karl-Amadeus-Hartmann-Gesellschaft ihren Sitz. In seiner Wohnung als eine Art Büro fürs Archivarische, Forschende und Erinnernde. Und im Untergeschoss wartet der Link in die Gegenwart auf Musiksuchende. Es ist ein verwinkelter, niedriger Altbaukeller, dort steht Hartmanns Flügel heute, dort wirkt das Ensemble Hartmann21. Es ist ein loser Zusammenschluss junger und jüngerer zeitgenössischer Musikschaffender. Je nach Thema kommen dort Künstlerinnen und Künstler zusammen und suchen explizit den Blick von Hartmanns Musik ausgehend in die Gegenwart. Das Ganze passiert auf Augenhöhe im Keller, ganz nah und mit viel Sinn fürs Gespräch. Pathos oder so etwas kann da gar nicht aufkommen. Dafür locken eher Erkenntnis und Lust.

Gegründet 2017 führt dieses Ensemble wunderbar Hartmanns Geisteswelt fort, eben gerade nicht, indem die Musik des Meisters dort konserviert wird, sondern als Ensemble für die Musik der Gegenwart. So wird es auch beim kommenden Konzert mit dem Akkordeonisten Marko Ševarlić und der Bratscherin Dragana Gajić wieder sein. Auf dem Programm steht Hartmanns »Kleine Suite Nr. 1 und 2« für Klavier (Bearbeitung für Akkordeon). Von da aus geht man thematisch zum europäischen Krisenherd der 90er Jahre. »Letters from Sarajevo«, eine Uraufführung des Münchner Komponisten Hans-Henning Ginzel, trifft dabei auf Arsen Babajanyans »Admira und Boško« und Mikołaj Majkusiaks »Boško und Admira – Romeo und Julia aus Sarajewo«, alles Stücke für Akkordeon und Viola. Und vielleicht schaffen sie es ja, der Gegenwart etwas Schönheit oder Einsicht abzutrotzen, in unübersichtlichen Zeiten wie diesen. ||

**HARTMANN21**
**Karl Amadeus Hartmann-Gesellschaft**
Franz-Joseph-Str. 20 | **9. Juli** | 19.30 Uhr | Tickets: 089 347967 | www.neuburger-kammeroper.de

Anzeige

# Im Schwan von Pesaro

Was, wenn Rossini nie aufgehört hätte, Opern zu schreiben? In der Sommerproduktion der Oper in der Pasinger Fabrik wird der Gedanke durchgespielt. Ein Probenbesuch.

PAUL SCHÄUFELE

Figaro hat viel zu tun. Figaro hier, dort, unten, oben und überall sonst. Er ist das Faktotum der Stadt und kommt kaum zum Atemholen. So viel ist bekannt, dank der rasanten Cavatina, mit der Gioachino Rossini seine bekannteste Opernfigur ausgestattet hat. Doch der Barbier, der in der Neuproduktion der Pasinger Fabrik auftritt, hat noch mehr zu tun, als Locken zu drehen und verliebten Grafen zu helfen. Er macht nicht nur alles für die Opernfiguren, er macht die Figuren selbst. Figarossini, wie der Protagonist in Florian Hackspiels Inszenierung heißt, ist ein Puppenspieler, unter anderem. Das Konzept ist die fantasievolle Umsetzung eines Gedankenspiels: Was wäre, wenn Rossini nicht einfach aufgehört hätte, Opern zu schreiben, um mehr Zeit zum Schlemmen zu haben? Was wäre, wenn er seine zwei Leidenschaften verbunden hätte? In Pasing hat er deshalb eine Künstlerpension eröffnet, ein Gasthaus mit eigener kleiner Bühne, laut Regisseur Hackspiel auch, weil in »Münchens kleinstem Opernhaus« die Bistrotische sowieso schon standen.

**Herzensdame und Figarossini, der Charmeur von Pasing** | © Annette Hempfling

Die Verwandlung passiert also schnell und reibungslos und schon ist man in »Zum Schwan von Pesaro«, in Figarossinis kulinarisch-musikalischem Reich. Dort wuseln Graf Almaviva, die von ihm angehimmelte Rosina, ihr Vormund Don Bartolo und dessen finsterer Gehilfe Don Basilio als Puppen umher. Dabei hat sich der Puppenmeister einen weiteren Kniff erlaubt: Graf Almaviva wird zum Sopran. »Wenn Rosina ihre Arie ›Una voce poco fa‹ singt und sich an die Stimme des zukünftigen Geliebten erinnert, dann ist das eben eine Frauenstimme«, sagt Regisseur Hackspiel. Als moderne Coming-out-Geschichte möchte er seine Version des »Barbiers« dennoch nicht verstehen. Eher sieht er sie als eine Geschichte von weiblicher Kraft und von der Frage, wer Kontrolle ausübt und wie man sich ihr entwindet. Denn die ganze turbulente Inszenierung rast zu auf den Moment, in dem Rosina etwas Wichtiges erkennt: Sie kann sich bewegen, kann aus dem Puppenhaus ausbrechen. Die damit ungewöhnlich brisante Handlung verliert aber auch in Pasing und trotz deutscher Textfassung nichts vom glänzenden Commedia-dell'Arte-Witz, nicht zuletzt wegen des unermüdlich spielfreudigen, sängerisch höchst präsenten Ensembles. Gestützt wird es von einem kleinen Orchester, das Andreas Pascal Heinzmann intelligent einsetzt, schlank, licht, pointiert – der sommerliche Genuss ist garantiert im »Schwan von Pesaro«. ||

**GIOACHINO ROSSINI:** DER BARBIER VON SEVILLA
**Pasinger Fabrik, Wagenhalle** | August-Exter-Str. 1
**bis 10. August** | jeweils 19.30 Uhr | Tickets: 089 82929079
www.pasinger-fabrik.de

# Musik mit Botschaft

Das Musikfest Blumenthal feiert sein fünfjähriges Bestehen. Und das ist ein Gewinn, nicht nur für das Münchner Umland.

RALF DOMBROWSKI

Das Musikfest Blumenthal geht in seine fünfte Runde. Das ist ein Grund zum Feiern! Denn es war nicht klar, ob aus dem Projekt von Georg Arzberger etwas werden würde. In den herben Coronazeiten, als Lockdowns das kulturelle Leben zum Stillstand brachten, hatte der Klarinettist aus Aichach die Idee, das ein wenig verwunschene Schloss Blumenthal in seiner Heimatregion für ein Musikfestival zu aktivieren. Vor Ort gab es schon einiges, ein Restaurant mit Biergarten, ein Hotel und etwas Biolandwirtschaft, die über einen Schloss-Shop verkauft wurde. Kultur jedoch fand eher am Rande statt. Allerdings war da auch ein großer Speicherraum, nicht ausgebaut, aber weiträumig genug, um den Gesundheitsvorschriften zu genügen. Und so lockte Arzberger, der als Hochschulprofessor und langjähriger Soloklarinettist der Deutschen Oper in Berlin ausgezeichnet in der Musikszene vernetzt ist, einige Kolleg:innen nach Blumenthal, um einen Festival-Versuchsballon starten zu lassen.

Es war ein großer Erfolg, und das nicht nur, weil die Menschen ausgehungert nach Musik und Sozialkontakten das Schlossareal und die Konzerte mochten. Es war auch die passende Mischung aus Leidenschaft und Professionalität, die dem Festival von Anfang an eine besondere Aura verlieh und bis heute weiterentwickelt wird. So bezieht Arzberger den Nachwuchs in das Festival mit ein. Es gibt ein Kinderkonzert mit Saint-Saëns' »Karneval der Tiere« (2.8., 11 Uhr) und ein Education-Konzert (2.8., 16 Uhr) mit vorangegangenen Workshops, die jungen Musiker:innen aus der Region die Möglichkeit geben, in einem Orchester Erfahrungen zu sammeln und aufzutreten. Ein Wanderkonzert (3.8., 15.30 Uhr) führt das Publikum zusammen mit den Musiker:innen durch den Park des Schlosses mit wechselnden Stationen. Die großen Konzerte mit dem Ensemble »Grenzenlos« und der Camerata Vitilo (1.8., 19 Uhr), mit »Barocke Virtuosen« (2.8., 19 Uhr) und dem Festivalfinale, ebenfalls mit der Camerata Vitilo (3.8., 18 Uhr) und Mendelssohn und Beethoven auf dem Programm, holen die orchestrale Kraft auf das Gelände. Benötigter Strom kommt aus erneuerbaren Quellen, die Musiker:innen reisen möglichst klimaneutral an, das Festival pflanzt jährlich als Klimamaßnahme 200 Bäume. »Wissenschaftliche Argumente und Fakten erreichen unseren Verstand«, erklärt Arzberger die Hintergründe solcher Maßnahmen und ergänzt: »Die Musik erreicht unsere Herzen und deshalb sind wir der festen Überzeugung, dass wir mithilfe der Musik mehr erreichen können als ein schönes Erlebnis.« Die Höhe des Eintritts übrigens darf jeder selbst bestimmen, damit auch Interessierte mit kleinem Budget eine Chance haben. Das alles zeugt von Leidenschaft und natürlich von Musik auf herausragendem Niveau. Viele Gründe zum Feiern also und zum Kommen. ||

**MUSIKFEST BLUMENTHAL**
**Schloss Blumenthal** | Blumenthal 1, Aichach-Klingen
**1.–3. August** |verschiedene Zeiten | Tickets: Anmeldung über die Website bei frei wählbarem Preis | www.musikfest-blumenthal.de

# Aus für ein Opern-Juwel

Nach 57 Jahren stellt die Neuburger Kammeroper ihren Spielbetrieb ein. Zum Finale gibt es noch ein wenig Opéra comique im Doppelpack.

ROLAND H. DIPPEL

Für diesen Sommer kündigte die Neuburger Kammeroper an: Nach unserem 57. Spieljahr ist Schluss. Die letzte Produktion ist ein Einakterabend mit Chor. Vom 26. Juli bis zum 3. August gibt es wie in früheren Jahren fünf Vorstellungen. Mit den Entstehungsjahren 1859 bzw. 1849 sind die Opéras comiques »Der Teufel von der Mühle« und »So eine Komödie!« von François Auguste Gevaert eindeutig am jüngsten Rand der imposanten Reihe von Musiktheaterentdeckungen im historischen Stadttheater Neuburg an der Donau angesiedelt. »Wir hatten aus Altersgründen schon länger an unser Finale gedacht. Aber so überstürzt stellten wir uns den Abschied nicht vor«, sagt Annette Vladar, die mit ihrem Ehemann Horst Vladar seit 1969 das jeden Sommer tätige Initiativ- und Bestandsteam des ungewöhnlichen Projektes mit einem starken Stammpublikum bildet. Wegen Krankheit kann Alois Rottenaicher, der langjährige Dirigent des mitwirkenden Akademischen Orchesterverbands München, ausgerechnet zum Finale nicht dabei sein. Für ihn übernimmt die musikalische Leitung Georg Hermansdorfer, ein anderer bayerischer Opernarchäologe mit imposanter Entdeckungsliste und künstlerischer Vorstand von »erlesene oper«.

»Die Stadt Neuburg kürzte unsere Zuschüsse derart, dass wir in Zukunft nur noch alle zwei Jahre hätten spielen können. Unsere freiwilligen Mitarbeitenden vor allem im Orchester, im Chor und

**Da Young-Cho (Mitte) in Carlo Riccis »Eine Rosskur«, in Neuburg 2024**
© Neuburger Kammeroper

für alle Aufgaben hinter der Bühne hätten wir so nicht mehr halten können. Also haben wir beschlossen, einen letztmaligen Zuschuss für 2025 zu beantragen und damit unseren Beitrag zur Neuburger Kultur zu beenden«, erläuterte Annette Vladar weiter. Der Zuschuss für Solohonorare, Ausstattung, Marketing, Probenzeiten und alle anderen Kosten eines Opernjahrs belief sich in dem von einem begeisterten Besucherstamm und internationalen Musiktheaterexperten geschätzten Sommertheater zuletzt auf 60.000 Euro. An einem mittelgroßen Haus sind das die Kosten für eine einzige Produktion.

Ein Großteil des Jahreslaufs der beiden erfahrenen Theatermenschen war auch im Ruhestand dem bis heute einmaligen Unternehmen gewidmet. Gebäude, Ambiente und Stückwahl ergänzten sich ideal. Meistens spielten die Inszenierungen in einem poetischen Biedermeier. Drei wesentliche Neuburger Werkstränge gab es: Deutsche Dialogopern, französische Opéras comiques – da vor allem Einakter des 18. und 19. Jahrhunderts – sowie ab und an italienische Opern. Höhepunkte waren zum Beispiel Heinrich Marschners »Der Bäbu« und Conradin Kreutzers »Die beiden Figaro«, Martin y Solers »Der Baum der Diana« noch vor dem Theater Bielefeld oder »Zemire und Azor« nicht von Grétry, sondern von Louis Spohr. Man spielte Simon Mayrs »Di locanda in locanda e sempre in sala« (»Von Gasthof zu Gasthof«) vor den Ingolstädter Initiativen für den aus Altmannstein stammenden Lehrer Donizettis. Die Sopranistin Ulrike Jöris und der Tenor Michael Hoffmann zum Beispiel waren langjährige Ensemblesäulen. Die Dirigenten Stefan Klingele und Markus Poschner machten bei der Neuburger Kammeroper ihre ersten professionellen Musiktheatererfahrungen. Mehrere in Neuburg entdeckte Werke sind mit deutscher Übersetzung von Annette und Horst Vladar im Musikverlag Heinrichshofen & Noetzel erschienen. Wenn am 3. August 2025 für die Neuburger Kammeroper der letzte Vorhang fällt, endet ein durch Philosophie, Ambition und Leistung gewichtiger Musiktheaterakzent des deutschsprachigen Raums. ||

**FRANÇOIS AUGUSTE GEVAERT:**
DER TEUFEL VON DER MÜHLE / SO EINE KOMÖDIE!
**Neuburger Kammeroper** | Stadttheater Neuburg, Residenzstr. 66
**26., 27. Juli, 1., 2., 3. August** | 20 Uhr | Tickets: 08431 55400
www.neuburger-kammeroper.de

# Die Visionärin

Nach elf Jahren verlässt die Kuratorin Martina Taubenberger das Werksviertel. Sie kann auf ein gutes Jahrzehnt voller Kulturereignisse zurückblicken.

JÜRGEN MOISES

**»When The Sun Stands Still«** | © Ralf Dombrowski

Es war ein würdiges Finale. Und tatsächlich sieht es auch Martina Taubenberger als den Höhepunkt ihrer elf Jahre währenden Arbeit für das Werksviertel-Mitte in München an. Die Rede ist von der vierten Ausgabe von »Out of the Box«. Da wurde Anfang des Jahres unter dem Titel »The Resonance of Time« der Name des Klangkunstfestivals auch geografisch richtig ernst genommen. Es ging hinaus in die bayerischen Lande, in Städte wie Ebersberg, Berchtesgaden, Kaufbeuren oder Lichtenberg, mit vier Auftragskompositionen im Gepäck. Außerdem wurden die Konzerte und andere Klänge elektronisch in die whiteBOX gespielt, wo sie dann der Klangkünstler Ben Miller remixte.

**Martina Taubenberger** | © Achim Schmidt

Am Ende stand, so Taubenberger, »eine vierstündige Session, wo die ganzen Solisten in der Installation in Interaktion mit den aufgenommenen Klängen improvisiert haben. Also das war künstlerisch mein Höhepunkt«. Als die aus Schongau stammende Kuratorin und Konzeptentwicklerin dies Mitte Juni in ihrem Büro in einem schönen, kleinen Hinterhof im Münchner Stadtteil Haidhausen erzählt, ist schon länger klar, dass ihre Arbeit für das von ihr konzipierte Programm »Werksviertel-Mitte Kunst« Ende des Monats enden wird. Elf Jahre war sie dort tätig und hat insgesamt mehr als 140 Ausstellungen, Kooperationen und Künstlerresidenzen ermöglicht.

Die aufsehenerregendste Aktion? Das war sicher »When The Sun Stands Still«. Da hing Alain Roche ein halbes Jahr lang, von Sonnwende zu Sonnwende, jeden Morgen im Werksviertel an einem Kran und spielte in Schräglage auf einem Flügel. Das begann im Dunkeln und glitt musikalisch in die Dämmerung, vom Publikum über Kopfhörer in Liegesesseln bei jedem Wetter gefeiert. Dann organisierte Taubenberger Konzerte mit Instrumenten aus Gletschereis. Es gab ein Ballett mit Gebärdensprache in der Tiefgarage. Ausstellungen wurden zu Themen wie »Mensch und Stadt« gestaltet, mit Kunst aus Guatemala, die Çağla Ilk für die Whitebox gemacht hat. Taubenberger holte Ilk erstmals 2016 als Kuratorin, sechs Ausstellungen haben sie zusammen gemacht. Und das noch bevor Ilk 2024 den Deutschen Pavillon in Venedig kuratierte und ihre Karriere durch die Decke ging. Am 1. August 2026 wird Ilk dann die Intendanz des Maxim Gorki Theaters übernehmen.

Das zeigt: Martina Taubenberger hat auch ein Händchen für die richtigen Leute. Und das dürfte mit ein Grund gewesen sein, warum Werner Eckart, der Eigentümer des Werksviertel-Mitte-Areals, sie mit dazu holte, um das privatwirtschaftliche Stadtentwicklungsprojekt am Ostbahnhof mitzugestalten. Früher befand sich dort die von Eckarts Vater Otto errichtete Knödelfabrik »Pfanni« und danach der »Kunstpark Ost«, die »Kultfabrik«. Einige Clubs sind vor Ort geblieben, die Tonhalle, das Technikum, außerdem 14 Künstlerateliers. Diese zu verwalten, darum ging es zunächst mit dem Projekt Whitebox. Heute gibt es 16 Ateliers, einen Container, eine Ausstellungshalle. Im Gegensatz zu früher sind die Ateliers juriert, zeitlich befristet. Wobei die Vertragsverlängerung, so Taubenberger, aber meist nur eine »Formalität« war.

Denn ihr war es wichtig, sagt sie, dass die Leute dort »Wurzeln schlagen« können. Und das war auch dadurch möglich, dass sie dafür das einzige privat finanzierte Atelierförderprogramm in München aufgebaut hat. Dafür und für die Veranstaltungen Förderer zu finden, war aber nicht einfach. Und Taubenberger hätte sich da manchmal mehr »Risikobereitschaft in einer Stadtgesellschaft wie München« gewünscht. Und damit meint sie nicht nur Sponsoren, sondern auch das Publikum, die Kulturszene. Trotzdem hatte sie »relativ schnell« in München das Gefühl, dass sie mit ihren Themen wahrgenommen wurde. Dafür musste sie ihre Ideen intern im »unternehmerischen Kontext« immer wieder neu kommunizieren. Was sie aber heute in der Rückschau als »gute Übung« sieht. Weil das Team klein und das Budget begrenzt war, ging es dabei aber fast »permanent an die Grenzen«, was eine kleine Gemeinschaft der Kreativen zu leisten in der Lage war. Inhaltlich habe es aber nie Vorgaben gegeben. Und in einem offiziellen Statement zum Abschied lobt Werner Eckart Taubenbergers »künstlerische Expertise« und »ihren Mut, scheinbar Unmögliches nicht nur zu denken, sondern auch umzusetzen«. Warum sie geht? Nun, das habe mit neuen Schwerpunkten in der gemeinnützigen GmbH zu tun, die sie 2016 gegründet hatten. »Der ganze Verwaltungsapparat wird natürlich auch größer. Dieses Viertel wächst, es wird immer mehr standardisiert.« Was am Ende auch normal sei. Aber: »Ich hab mich da nicht mehr so gesehen.« Und dann war da das Gefühl, »so nach elf Jahren ist dann auch mal Zeit«. Wie es mit der Whitebox weitergeht? Das kann die scheidende Kuratorin nicht sagen. Sie selbst nimmt jedenfalls die von ihr entwickelten Projekte mit. Das ist ihr vertraglich zugesichert. Denn tatsächlich ist es so: Taubenberger war in all den Jahren nie fest angestellt.

Mit »Blended Art Space« hat sie jetzt eine neue gemeinnützige Produktionsfirma gegründet. Sie hat Förderanträge für Projekte gestellt. »Ich hab ganz viele Bälle in die Luft geschmissen und jetzt guck ich, welcher wieder zurückkommt.« Was sie auch machen will: Schauen, was andere, vor allem auch kleinere Orte brauchen. Denn das habe sie bei »Out of the Box« in Burghausen oder Schongau gemerkt: Man kriegt da eine »ganz andere Resonanz« als im vielleicht doch etwas satten München. Und sonst? Macht sie vielleicht wieder selbst mehr Musik. Denn sie kommt eigentlich vom Jazz, spielt Saxofon und Klarinette. In den Worten der mit ihr befreundeten Klangkünstlerin Steffi Müller: »Sie ist eine tolle Musikerin und Klangforscherin mit viel Humor.« Ansonsten lobt auch Müller ihren »Weitblick«, ihre »Experimentierfreude«. Das klingt so, als würde man so oder so bald wieder von Martina Taubenberger hören. ||

## VORMERKEN!

**18. bis 20. Juli**

**POLLIPHONIC MUSIK FESTIVAL**
**Fischerbau, Klosterwirt, Stoa169 u. a.** | Polling | verschiedene Zeiten | Tickets: online www.eventim-light.de, Abendkasse
www.polliphonic.de

Ein Ort will mehr. Und wenn genug Kulturbegeisterte zusammenhalten, wird auch etwas daraus. In Polling im Landkreis Weilheim hat zum Beispiel Bernd Zimmer sein Atelier, einer der renommierten bildenden Künstler des Landes. Und er hat mit der Säulenhalle Stoa169 einen Ort geschaffen, der sich nicht nur zum Wandeln zwischen Kunstwerken eignet, sondern auch für Konzerte oder Yoga mit Morgengruß. Polling hat aber auch ein Team um Nepomuk Braun, der über die Stoa 169 hinaus nach Räumen am Ort gesucht hat, um zum inzwischen dritten Mal das Polliphonic Festival mit Musik aus allen Himmelsrichtungen zu veranstalten. Und so läuft vom 18. bis zum 20. Juli vieles zusammen, Klassisches mit dem Vision String Quartet (19.7., 20 Uhr, Stoa169) und Crossover mit dem Geiger Felix Key Weber und DJ Freigeist (18.7., 22 Uhr, Innenhof HK-Engineering), Tanz zur Eröffnung mit der Uraufführung »In To The Sun« der Choreografie von Dustin Klein (18.7., 20 Uhr, Fischerbau), das Familienprogramm mit Opera Paradiso (19.7., Stoa169, 11 Uhr) oder auch Kammermusik zum Finale mit Kompositionen von Mozart bis Respighi und Solistinnen wie der Mezzosopranistin Xenia Puskarz-Thomas (20.7., 18 Uhr, Bibliothekssaal). Ein Festival für Polling, mit Polling und darüber hinaus.

Anzeigen

**Pete (Pete Davidson) und sein Großvater Joe (Joe Pesci) sitzen am Hafen und sinnieren über ihr Leben** | © ZDF/Peacock

# KRISE ALS KARRIERE?

Der amerikanische Comedian Pete Davidson verarbeitet in der autobiografisch inspirierten Serie »Bupkis« den dramatischen Tod seines Vaters, seine Drogensucht und das Leben im blendenden Rampenlicht.

SOFIA GLASL

Die Mission ist klar: Der Comedian Pete will nach diversen Eskapaden und Skandalen sein Image aufpolieren. Er soll deshalb beweisen, dass er auch Schauspieltalent hat. Um in Hollywood einen Fuß in die Tür zu bekommen, hat sein Manager ihm einen Auftritt bei einer Geburtstagsfeier organisiert: Die Tochter von Action-Star Vin Diesel feiert auf einer Jacht, und Pete soll als Stargast vorbeischauen. Bei Teenagerinnen ist der schlaksige Endzwanziger mehr als angesagt – trotz oder gerade wegen seines verdrogten Schluffi-Images? Eigentlich egal. Pete reist also mit seiner Entourage von New York nach L.A. Mit an Bord: kiffende Kumpels, faule Schmarotzer – und sein Großvater Joe. Den hat Petes Mutter mitgeschickt, damit ja nichts schiefgeht. Das bringt natürlich exakt gar nichts und die Truppe fährt die Mission wortwörtlich an die Wand, inklusive filmreifer Verfolgungsjagd und Schießerei. Pete ist begeistert, denn er wollte ja eh eine Rolle in »The Fast and the Furious« ergattern. Das schlechte Gewissen setzt erst wieder ein, als er den enttäuschten Blick von Grandpa Joe sieht.

Müsste man die achtteilige Miniserie »Bupkis« in einem Satz zusammenfassen, der augenzwinkernd-erstaunte Ausruf »That escalated quickly« würde es wohl am besten beschreiben. Der reale Comedian Pete Davidson hat die autobiografische Show entwickelt und spielt darin auch sein eigenes Alter ego. Wem die reale Person schon einmal untergekommen ist, wird in der Handlung von »Bupkis« einige Eckdaten der Biografie wiedererkennen: Mit knapp 30 lebt er immer noch bei seiner Mom im Einfamilienhaus in Staten Island, er hat das Familientrauma nie überwunden – sein Vater war Feuerwehrmann und starb bei den Anschlägen vom 11. September 2001, als Pete gerade mal 7 Jahre alt war. Seine Auftritte in der Fernsehshow »Saturday Night Live« zündeten eine steile Comedy-Karriere, die mit Stand-up-Shows weiterging und schließlich in dem Image stagnierte, in dem Pete zu Beginn von »Bupkis« feststeckt.

Das wabert irgendwo zwischen ganzkörpertätowiertem Selbstdarsteller, verkrachter Drogenexistenz und Dauergast der Klatschspalten – wegen seiner Affären mit den angesagtesten Schauspielerinnen und Models. Diese attestieren ihm allesamt, er sei einer der liebenswürdigsten und umgänglichsten Menschen, die ihnen je untergekommen sind, der nette Junge von nebenan. Davidson macht aus alldem keinen Hehl, ganz im Gegenteil: Seine Karriere und seine Biografie sind so ineinander verzahnt wie bei kaum einem anderen Star. Wo hört die Privatperson Pete Davidson auf, wo fängt das Alter Ego an und wo hat es sich in schier unendlichen Memes im Internet verselbstständigt? Das fragt er sich mittlerweile natürlich auch selbst. Es ist also mindestens konsequent, dass er versucht, die Antworten genau da zu finden, wo ihm das Gefühl für sich selbst abhandengekommen ist.

2020 machte der amerikanische Filmemacher Judd Apatow bereits einen Film, der auf Davidsons Jugend basiert. »The King of Staten Island« (2020) ist eine tragikomische Coming-of-Age-Story über einen entwicklungsgehemmten Mittzwanziger, der seine Traumata verarbeiten muss, um erwachsen zu werden. Auf den ersten Blick sieht »Bupkis« wie eine ausformulierte Kopie des Films aus. Doch die acht Folgen zielen auf eine Form der Figuren- und somit Persönlichkeitsentwicklung, die trotz der überdreht-absurden Eskalationen lebensnaher wirkt: Dieser fiktionale Pete kommt nicht dramaturgisch vorprogrammiert in der Mitte der Serie ganz unten an, um sich von dort aus linear wieder hochzuarbeiten. Petes drogeninduzierte Eskapaden kommen in Wellen, beinhalten neben all den Rückschlägen aber immer Momente, in denen hinter dem bekifften Blick des ewigen Klassenclowns Durchsicht, Weisheit und Freude durchblitzen – und all die Unsicherheiten, die jeder aus dem eigenen Alltag kennt.

In den unterhaltsamsten Momenten erinnert »Bupkis« an Formate wie »Jackass«, in denen sich eine Truppe Männer immer und immer wieder absichtlich in gefährliches Chaos stürzt, um vom Publikum einen kurzen Moment lang geliebt zu werden. Die kleinen Erniedrigungen des Lebens sind im Rampenlicht eben größer und auch komischer. Pete Davidson hat das Prinzip für sich perfektioniert und malträtiert sich nun öffentlich selbst mit den kleinen Niederlagen des Alltags, die er zu absurden und zugleich unerträglichen Monstern aufbläst. Etwa wenn er versucht, ein unvorteilhaftes Foto von sich aus den Köpfen der Leute zu bekommen, und plötzlich mit seiner Mom vor dem Haus des Internettrolls lauert, der das Bild immer und immer wieder bei Wikipedia hochlädt – bewaffnet mit einem Sammlerschwert und Liefer-Tacos, weil sie länger warten müssen als gedacht.

»Dein Leben ist faszinierend! Ich weiß nicht, wie es für dich ist – aber Gott, haben wir einen Spaß, es zu beobachten!«, sagt einer seiner Kumpels einmal zu Pete. Der lächelt geschmeichelt, weiß aber natürlich auch, dass er wegen genau dieser Bestätigung von außen abhängig ist. In den düstersten Momenten ist »Bupkis« nämlich das herzzerreißende Psychogramm eines Suchtkranken, der verzweifelt versucht, sich aus dem Teufelskreis zu befreien, in den er sich selbst hineinmanövriert hat. Doch was gibt es für ihn jenseits einer Karriere, die auf der Dauerkrise seines eigenen Lebens fußt?

Man glaubt diesem fiktionalen Pete, dass er es herausfinden will. Als er beschlossen hat, in eine Entzugsklinik zu gehen, will man wirklich, dass er es schafft und vielleicht doch noch sein Happy End bekommt. Mit dieser Hoffnung trifft er sich mit seinem Kumpel und Kollegen John – gespielt von Comedian John Mulaney. John hat all das schon hinter sich, wirkt aufgeräumt und erwachsen. Pete sitzt ihm mit unsicherem Lächeln gegenüber. Er wolle einfach nur ein ganz normales Leben führen, sagt er. Doch statt ihn zu ermutigen, versetzt John ihm einen verbalen Magenschwinger: »Ich glaub, dafür bist du einfach nicht gemacht.« Pete stutzt und antwortet. »Tja, John, ich kann gar nichts anderes. Und ich will auch gar nicht.« Der lächelt nur, weil er weiß, dass die Krise niemals vorbei sein wird: »Ich auch nicht.« ||

**BUPKIS**

USA, 2023 | Regie: Jason Orley, Oz Rodriguez | Buch: Pete Davidson, Judah Miller, Dave Sirius | Mit: Pete Davidson, Edie Falco, Joe Pesci, Bobby Cannavale | 8 Folgen à 23 Minuten

**Ab 8. Juli auf ZDFneo und ab 9. Juli in der ZDF Mediathek**

**Kristoffer (Kristian Halken) muss sich für Gerda (Bodil Jorgensen) ins Zeug legen**
© 24 Bilder

# Nichts Neues unter Roms Himmel

Der dänische Regisseur Niclas Bendixen schickt in »Bella Roma – Liebe auf Italienisch« ein ungleiches Trio durch die Straßen Roms und verliert sich dabei in zu vielen Gags und Gemeinplätzen.

ANTONIO PELLEGRINO

Auch die ungläubigsten Liebenden pilgern nach Rom, um sich dort den Segen für die ewige Liebe zu holen. Schließlich ist der Name Programm. Roma ist ein Anagramm. Liest man es von hinten, ergibt es: Amor. Die Ewige Stadt ist der ideale Ort, um den 40. Hochzeitstag zu feiern, denkt die Tochter von Gerda und Kristoffer, die ihren Eltern die Reise zum Jubiläum ihrer 40-jährigen Ehe schenkt. Während Kristoffer im Flieger mit seiner Verdauung kämpft, zeigt sich Gerda verständnisvoll über die körperliche Schwäche ihres Mannes. Nichts darf die Freude über den Rom-Besuch trüben. Als junge Frau hat Gerda dort Kunst studiert, Italienisch gelernt und ihre sexuellen Erfahrungen gemacht. Sie will Kristoffer in die Gepflogenheiten der Alltagskultur und die Geheimnisse der Kunstgeschichte einweihen. Dass Rom den berühmtesten dänischen Bildhauer Thorvaldsen zu großen Werken inspiriert hat, interessiert Kristoffer nicht. Das Kolosseum schon. Als sein Koffer vermisst und ein falsches Gepäckstück geliefert wird, stellt man sich auf eine lustige Komödie des dänischen Regisseurs Niclas Bendixen ein. Spätestens als Gerda ihrem ehemaligen Professor Johannes wiederbegegnet, weiß man, dass alles in ein tragisches Ende münden kann. Nichts Neues unter Roms Himmel. Dennoch feiert das trinkfeste Trio feucht-fröhlich das Wiedersehen. Besonders der schwedische Bonvivant Johannes lebt sein Motto »Wein, Weiber und Gesang« ungehemmt aus. Vom ihm stammt die Weisheit, Opernarien regten besonders den Liebesakt an. Und der pensionierte Postbote Kristoffer? Wie kann es sein, dass genau am Hochzeitstag ihn die eigene Frau mit dem Kunst- und Frauenkenner Johannes betrügt, fragt er sich. Die Geometrie dieser ungleichen Ménage-à-trois und auch der Aufbau des Films geraten zusehends ins Wanken. Zu viele Gags, zu viele Gemeinplätze, zu viel Wein und Grappa fließen den Tiber herunter, bis das wirklich spannende Element zum Vorschein kommt: Gerdas Jugendsünde mit fatalen Spätfolgen. Die langjährige Beziehung steht nun auf dem Spiel. Aber der brave Kristoffer, angespornt durch einen als Fotoobjekt für Touristen verkleideten Legionär, weiß nun, dass er um Gerda kämpfen muss: Amor vincit omnia. Die Liebe besiegt alles. Der Titel »Bella Roma« eignet sich eher für eine Pizzeria. Aber diese Pizza alla danese kann man nicht verdauen. ||

**BELLA ROMA – LIEBE AUF ITALIENISCH**
Dänemark 2025 | Regie: Niclas Bendixen | Buch: Niclas Bendixen, Kristian Halken | Mit: Bodil Jorgensen, Kristian Halken, Rolf Lassgård | 99 Minuten | **Kinostart: 3. Juli**

## || VORMERKEN! ||||||||||||||||||||||||||||||||||||

**17.–20. JULI**

**CINEMA IRAN – 10. IRANISCHES FILMFESTIVAL MÜNCHEN**
**Gasteig HP8 / Projektor** | Hans-Preißinger-Str. 8
www.cinema-iran.de/

Cinema Iran feiert Jubiläum: Vom 17. bis 20. Juli findet im Gasteig HP8 die zehnte Ausgabe des Festivals statt, das dem Münchner Publikum Filme aus dem und über den Iran vorstellt. Die Jubiläumsedition steht unter dem Motto »Die utopische Kraft der Empathie« und rückt die transformative Stärke des iranischen Kinos in den Mittelpunkt. Das Festival blickt anlässlich des Jubiläums zugleich nach vorne und zurück und beleuchtet Kontinuitäten und Veränderungen. Das internationale iranische Kino steht mehr denn je vor zahlreichen Herausforderungen, und diese reflektiert das Festival in einem vielschichtigen Programm. Eröffnet wird mit dem bezaubernden, humorvollen, surrealen Spielfilm »Universal Language«. Die renommierte Journalistin und Autorin Shila Behjat stellt in der Abschlussveranstaltung am 20. Juli ihr kürzlich erschienenes Buch »Frauen & Revolution« vor. Das Buch würdigt die »Frau, Leben, Freiheit«-Bewegung, die Proteste der Frauen von Belarus und die Aktivistinnen von Fridays for Future. Im Anschluss an die Lesung tritt Shila Behjat mit dem Publikum in den Austausch.

**8.–27. JULI**

**INTERNATIONALE STUMMFILMTAGE**
**Filmmuseum München** | Sankt-Jakobs-Platz 1
www.muenchner-stadtmuseum.de

Die Auswahl der Internationalen Stummfilmtage bietet wieder einen Querschnitt durch alle Produktionen, Regionen, Themen, Genres und Stile des Stummfilms. Bekannte Werke in neuen Restaurierungen stehen neben Unbekanntem oder kürzlich Neuentdecktem. Von allen Titeln laufen die bestmöglichen Versionen, in 35mm-Kopien oder hochwertigen digitalen Formaten, oft in deutscher Erstaufführung. An den drei Sonntagen gibt es Sondervorstellungen zu den Anfängen der Filmgeschichte: Der dreiteilige Essayfilm »Das goldene Zeitalter der Kinematographie« sieht das Kino als Produkt einer ganzen Reihe von Erfindungen und Entwicklungen des 19. Jahrhunderts und kombiniert die Filme mit zeitgenössischen Fotos, Texten und Dokumenten. Nikolaus Wostry baut für seine Präsentation »Kino Anno dazumal« einen historischen Filmprojektor mit Kurbel und originalem Bogenlampenlicht im Kinosaal auf. Der Vortrag »Die Anfänge des 3D-Films« zeigt, dass die großen Pioniere des Films, Max Skladanowsky, Louis Lumière und Georges Méliès, allesamt schon wissentlich oder unwissentlich mit 3D experimentierten und die Geschichte des 3D-Films keineswegs erst in den 1950er Jahren in Hollywood begonnen hat.

Anzeige

## FREIE PLATZWAHL

Fabio Kühnemuth berichtet aus der Welt der Cinephilie.

**GETEILTE AUFMERKSAMKEIT**

Es gibt filmische Mittel, bei denen fragt man sich (sprich: frage ich mich), weshalb sie nicht viel öfter eingesetzt werden. Am sträflichsten vernachlässigt wird dabei meiner Einschätzung nach die Technik des Splitscreen. Bei diesem Verfahren wird die Leinwand in verschiedene Sektoren aufgeteilt, um räumlich getrennte, aber gleichzeitig stattfindende Handlungen darzustellen.

Diese ungewohnte Form ist geeignet, die Aufmerksamkeit weg von der Handlung und auf die technische Gemachtheit des Filmbildes zu lenken und irritiert durch ihre ausgestellte Künstlichkeit. Vermutlich deshalb sucht man Splitscreens im mainstreamigeren Kino meist vergebens. Eine Ausnahme bildet die filmische Visualisierung von Telefonaten, bei der durch den geteilten Bildschirm beide Gesprächspartner:innen zeitgleich im Bild sind (mustergültig praktiziert in »When Harry Met Sally…«). Einer der wenigen Hollywood-Regisseure, die den Splitscreen als Stilmittel für sich entdeckt haben ist Brian De Palma. (Ja, ich weiß, schon wieder Brian De Palma, aber es ist halt so; was soll ich machen?!) Die legendäre Schlussszene von »Carrie« wäre ohne die Inszenierung per Splitscreen und die daraus resultierende Zeitdehnung sicher weniger eindrücklich und auch in »Femme Fatale« reizt De Palma die Möglichkeiten des visuellen Erzählens weiter aus.

Kleiner Exkurs: Der Effekt der Gleichzeitigkeit lässt sich auch vermittels der Tiefenschärfe erzielen. Fellow Filmwissenschaftler:innen denken hier natürlich an die erste Rückblende in »Citizen Kane« (genau, die mit dem Schlitten), in der sich im Bildvordergrund eine Dialogszene abspielt, während das Kind, über dessen Zukunft gerade entschieden wird, im Hintergrund und durch ein Fenster gerahmt, unbekümmert spielt. Durch diese wohlüberlegte Komposition entsteht eine Art diegetisch motivierter Splitscreen innerhalb der Mise en Scène. Klingt in der Beschreibung jetzt sehr trocken, ist aber wunderschön anzusehen.

Beim Splitscreen müssen (bzw. vielmehr können) Zuschauer:innen sich selbst ihr Bild suchen und zusammenstellen. Das Dispositiv animiert dazu, das Auge wandern zu lassen, und diese intrinsische Offenheit lässt mehrere Modi der Rezeption zu. Auf die Spitze getrieben wird dieses Prinzip in Mike Figgis' »Timecode«. Der Film besteht aus vier 98-minütigen Plansequenzen, die in vier Bildquadraten simultan auf der Leinwand ablaufen, wobei allein die Tonebene eine gewisse Fokussierung auf einzelne Handlungsstränge erlaubt. Was manche als absolute Reizüberflutung wahrnehmen mögen, ist in Wahrheit die Emanzipation der Rezipient:innen.

Bleibt die (Eingangs-)Frage, wieso wir den Spitscreen im zeitgenössischen Erzählkino so selten zu sehen bekommen. Kaum vorstellbar, dass Filmemacher:innen glauben, eine solche Technik könne die Zuschauenden überfordern, denn wenn der Siegeszug der Smartphones einen positiven Aspekt mit sich gebracht hat, dann doch wohl den Umgang mit second (oder auch third oder fourth) screens. Also: Mehr Mut zur audiovisuellen Überforderung; das Publikum packt das!

PS: Ihr findet mich bei Letterboxd unter @kuehnundmuthig.

# Dröhnende Stille

Maura Delperos Bergfilm »Vermiglio« ist ein episches Bilderbuch der Widersprüchlichkeiten.

CHRISTIANE PFAU

Die Familie schläft. Die Kamera gleitet über sieben Kinder, die sich ein paar Betten teilen. Die Eltern schlummern im eigenen Zimmer, neben dem Bett eine Wiege mit dem achten Kind. Es ist der Winter 1944 in Vermiglio, einem Bergdorf im norditalienischen Trentino. Bis das erste Wort gesprochen wird, dauert es fünf Minuten, in denen geatmet, die Kuh gemolken und Milch in Tassen geschöpft wird, bevor die Kinder mit ihrem Vater, der kein Bergbauer, sondern der Dorflehrer ist, in die Schule stapfen. Dort beten sie auf Lateinisch das Vaterunser, machen Gymnastik und erleben einen erstaunlich zugewandten interdisziplinären Unterricht. Abgeschieden von der Welt ist der Krieg dennoch präsent: Man erfährt, dass Attilio, der älteste Sohn der Familie Graziadei, als Deserteur überlebt hat, weil ihn sein sizilianischer Kamerad Pietro nach Hause getragen hat. Der Vater kontert in der Dorfkneipe das Geschwätz seiner lästernden Nachbarn, von denen keiner selbst je im Krieg war: Wenn alle Feiglinge wären, gäbe es keinen Krieg mehr. Pietro antwortet auf die Frage, wie man sich als Soldat fühlt: Es ist, als sei man nicht mehr man selbst.

Ist es also ein Antikriegsfilm, den Delpero erzählt? Eher ein Panorama der inneren Konflikte: Vater Cesare ist ebenso Schöngeist wie Patriarch. Seine Frau und Mutter seiner vielen Kinder wirft ihm vor, das Geld für Schallplatten zu verschwenden, während es fürs Essen fehlt. Das ist Nahrung für die Seele, sagt er lakonisch, und spielt den Schulkindern Vivaldis »Vier Jahreszeiten« vor. Die großartigen Bilder der Gesichter, wie sie Frühling, Sommer, Herbst und Winter zum ersten Mal als musikalische Interpretation erkennen, gehören zu den Momenten, die diesen Film so sehenswert machen. Ohne Mikhal Krichmans Bildgestaltung würde die Geschichte ins Leere laufen. Der scheinbar urtümlichen Kargheit des Dorflebens steht die Überreiztheit der Familie Graziadei gegenüber. Künstlerische Sehnsucht und mühevolle Emanzipationsversuche ziehen sich wie ein eigenartiger Schmerz durch den Film. Romantisch ist dabei nichts, auch wenn Chopins Klaviermusik unter den Bildern liegt. Die Zimmer sind eng und schlicht, aber die Einrichtung ist solide bürgerlich. Warum der Vater Cesare Graziadei in Vermiglio gelandet ist, bleibt offen. Seine Nähe zu Kunst und humanistischer Bildung kollidiert mit seinem patriarchalen Herrschaftsstil. Ein Rebell wie Sohn Dino hat da keinen Spielraum. Vater Cesare ist es, der den Familienmitgliedern ihre Positionen zuweist: Ada, die jüngste, so neugierige wie furchtlose Tochter, wird von ihm als intelligentestes Familienmitglied kategorisiert und ins Internat auf die höhere Schule geschickt. Flavia, die ebenfalls aufs Gymnasium gehen will, wird dagegen als mittelmäßig abgekanzelt und flieht vor ihrer erwachenden homoerotischen Libido ins Kloster. Lucia, die stille Älteste, verliebt sich lustvoll in Pietro, wird schwanger und heiratet ihn. Als der Krieg endet, drängen ihn die Graziadeis, nach Sizilien zu reisen und seine Mutter zu besuchen. Ab diesem Abschied hört Lucia nichts mehr von ihm. Aus der Zeitung erfährt sie, was ihm in seiner Heimat widerfahren ist – und macht sich selbst auf einen entscheidenden Weg.

Maura Delperos zweiter Spielfilm erinnert an die frühen Filme von Jane Campion. Wie Campions »Das Piano« dröhnt sich auch »Vermiglio« bei aller Stille in den Kopf des Zuschauers. Das Dämmerlicht der Bilder kann die grelle Ungerechtigkeit, in der die Figuren sich einrichten, nicht übertönen. Die Bilder sind elegisch, aber die Erzähldynamik hat Sprünge. Das verlangt dem Publikum Konzentration und Kombinationslust ab. In den zwei Stunden, die der Film dauert, darf man sich nicht zu sehr in der Schneelandschaft, auf grünen Hängen und in den Wäldern oder Interieurs festsehen, weil man sonst den Anschluss verpasst: Was ist wirklich los in dieser Familie, in diesem Dorf? Bei der Verleihung der italienischen Filmpreise 2025 erhielt der Film sieben Auszeichnungen, darunter »Bester Film« und »Beste Regie«.

**VERMIGLIO**
Italien, Frankreich, Belgien 2024 | Buch & Regie: Maura Delpero | Mit: Tommaso Ragno, Giuseppe De Domenico, Roberta Rovelli, Martina Scrinzi
119 Minuten | **Kinostart: 24. Juli**

**Piero, Ada und Lucia** | © Piffl Medien

# Im Schneckenhaus

Der Stop-Motion-Film »Memoiren einer Schnecke« von Oscargewinner Adam Elliot erzählt von Einsamkeit, Tod und der unvergänglichen Schönheit des Lebens.

FABIAN BROICHER

Grace Pudel ist einsam. Nach dem Tod ihrer besten Freundin Pinky sitzt die junge Frau in ihrem Garten, mit der scheinbar einzigen Gesellschaft, die ihr noch geblieben ist: ihren Schnecken. Jahrelang hat sie eine Schneckenfamilie als Haustiere gehalten, darunter ihre Lieblingsschnecke Sylvia. Jetzt aber entlässt sie sie in die Freiheit, ein Abschied zwischen Karotten, Steckrüben und Kartoffeln. Vorher erzählt Grace der ihres Weges kriechenden Schnecke allerdings noch ihre Lebensgeschichte. »Ich war nicht immer so einsam …«, ist der erste Satz von Grace' Memoiren.

Was folgt, ist die Erzählung eines unglückseligen Lebens, die sich durch »Memoiren einer Schnecke« zieht. Es ist der zweite abendfüllende Film des australischen Regisseurs Adam Elliot, dessen Kurzfilm »Harvie Krumpet« 2004 den Oscar gewann. Ein kleines Wunder, denn Elliots Werke scheinen wie aus der Zeit gefallen. Er verzichtet völlig auf digitale Effekte, arbeitet stattdessen mit Knetfiguren, die er im aufwendigen Stop-Motion-Verfahren zum Leben erweckt. Hinzu kommen tragikomische Handlungen samt zentnerschwerer Melancholie und federleichtem Galgenhumor. Als hätte man »Wallace & Gromit« mit »Nightmare Before Christmas« gekreuzt.

Und so hat auch Grace, die Hauptfigur von »Memoiren einer Schnecke«, wahrhaft Niederschmetterndes erlebt. Als Frühgeburt kam sie mit einer Hasenscharte zur Welt. Die bescherte ihr nicht nur einen Haufen gesundheitlicher Probleme, sondern auch Hänseleien ihrer Mitschüler. Ihre Mutter starb während der Geburt, ihr querschnittsgelähmter und alkoholkranker Vater erlag wenig später seiner Schlafapnoe. Ihr einziger Vertrauter ist ihr Zwillingsbruder Gilbert. Doch als sie zu Waisenkindern werden, möchte niemand die Geschwister gemeinsam adoptieren. Also müssen sie sich trennen und kommen in verschiedene Pflegefamilien. Die Traurigkeit war zu einem Familienmitglied der Pudels geworden, sagt Grace zur Schnecke Sylvia, als sie sich an diese Zeit erinnert.

Vom Leben überwältigt, zieht Grace sich also immer mehr zurück. Sie verkriecht sich in Büchern von Franz Kafka, Sylvia Plath und George Orwell. Weil sie vom echten Leben nur enttäuscht wird, verbringt sie ihre Zeit lieber in erfundenen Welten. Ihr entgleitet der Bezug zur Wirklichkeit: Sie entwickelt eine Kleptomanie, in der Festung ihrer vier Wände hortet sie wie ein Messie alles, was auch nur entfernt mit Schnecken zu tun hat – und gleicht bald selbst einer dieser schleimigen Kreaturen, die sich bei der kleinsten Gefahr in ihr sicheres Häuschen verkriechen. Entsprechend werden auch die Bilder in »Memoiren einer Schnecke« immer gedrungener, versinken in einem pastelligen Beige der Schwermut. Was anfangs Gemütlichkeit versprach, wird für Grace immer mehr zu einer Höhle der Einsamkeit.

Das eint sie mit den meisten Figuren in Adam Elliots Filmen. Sein erster Langfilm, »Mary & Max – oder: Schrumpfen Schafe, wenn es regnet?«, erzählte von einer zufälligen Brieffreundschaft zwischen zwei kauzigen Außenseitern auf der Überholspur der Wirklichkeit. Dem Regisseur gelang 2009 damit eine tiefgründige Parabel, so bittersüß wie das Leben. Eine tragikomische, universelle Geschichte. Dieses Universale gelingt Elliot mit »Memoiren einer Schnecke« zunächst nicht. Vielleicht, weil er es mit den niederschmetternden Schicksalsschlägen in Grace' Leben etwas übertreibt. Beinahe so, als wolle er seiner robusten Schnecken-Heldin so viel Unbehagen zumuten wie nur möglich. Man lauscht also der Lebensgeschichte von Grace (im Original gesprochen von »Succession«-Star Sarah Snook) – und kann kaum fassen, wie eine Figur so viel Unglück ertragen kann.

Erst in der zweiten Hälfte wird »Memoiren einer Schnecke« leichter. Vor allem, wenn Grace auf Pinky trifft, eine rüstige Rentnerin (Stimme: Jacki Weaver). Die beiden freunden sich an, werden zur australischen Version von »Harold und Maude«. Die direkte, aber herzensgute Pinky lockt die Waise mit ihrer rustikalen Philosophie ein wenig aus ihrem Schneckenhaus. Eine der vielen Weisheiten, die die Ältere mit ihrem Schützling teilt: »Das Leben kann man zwar nur rückwärts verstehen, man muss es aber vorwärts durchleben.« Wenn Grace dank ihrer lebenserfahrenen Freundin wieder Hoffnung schöpft, sogar von einem Wiedersehen mit ihrem Bruder Gilbert (Kodi Smit-McPhee) träumt, holt das den Film aus seiner selbst erschaffenen Lethargie. Dahinter verbirgt sich eine fragile Schönheit, die Grace schließlich aus ihrem selbst gemachten Schneckenhaus lockt. »Memoiren einer Schnecke« erinnert uns daran: Das Leben ist schöner, wenn man sich nicht verkriecht.

**Zusammen ist man weniger allein: die einsame Grace und die exzentrische Rentnerin Pinky** | © Capelight Pictures

**MEMOIREN EINER SCHNECKE**
Australien 2024 | Regie & Buch: Adam Elliot
Mit: Eric Bana, Sarah Snook, Kodi Smith-McPhee, Dominique Pinon | 94 Minuten
**Kinostart: 10. Juli**

# Wildes Wesen

Der Dokumentarfilm »Dreaming Dogs« erkundet das symbiotische, aber ambivalente Verhältnis zwischen Mensch und Hund.

KLAUS KALCHSCHMID

Eine alte Frau (Nadezhda Sobetskaya) nennt sich selbst Oma und haust mehr schlecht als Recht am Rande Moskaus im Wald in Bruchbuden, kaum geschützt vor Regen, Schnee und Kälte, zumal das Dach leckt und alle Männer gestorben sind, die ihr das hätten reparieren können. Fast immer ist es dunkel, braucht man eine Taschenlampe. Und dann sind da ihre Hunde, allen voran ihr Liebling Dingo, den sie immer wieder zärtlich mit seinen Verniedlichungsformen ruft, und noch drei weitere, manchmal auch noch andere. Dingo und sein rotbraunes Fell wie seine Wunde an der Pfote freilich nehmen die ganze Aufmerksamkeit von Nadja in Anspruch. Mit ihm spricht sie pausenlos, will ihn zum Reden, zum Reagieren, aber zumindest zum Zuhören zwingen, was scheinbar zu gelingen scheint. Als sie einen Ausflug zur aufgelassenen Fabrik, die einst die Hunde »bewachten«, machen, findet sich nur unbrauchbares Zeug. Und was sie auf dem Weg in die Stadt, Nadja mit einer großen Plastiktasche, machen, bleibt ein Rätsel.

»Dem ungezähmten hündischen Leben auf der Straße haben wir in ›Space Dogs‹ den menschlichen Missbrauch für die Raumfahrt gegenübergestellt«, schreiben Elsa Krumser und Levin Peter. In ihrem Dokumentarfilm »Dreaming Dogs« haben sie sich das Thema Mensch und Tier vorgenommen, filmen oft ganz aus der Froschperspektive, also auf Höhe der Hunde und in langen Einstellungen. So nimmt die Kamera ihre Perspektive ein, trabt in ihrem Rhythmus. Geschildert wird die fast symbiotische, aber auch ambivalente Beziehung zwischen Nadja und Dingo, den sie oft umschmeichelt, ihm das Fell krault und mit ihm schmust, ihn aber auch rügt, und den anderen Hunden, die weitaus weniger Aufmerksamkeit bekommen. Dabei bleibt der Hund ein wildes Wesen, das sich nicht vereinnahmen lässt, auch wenn es vom Futter des Menschen abhängig ist, immer wieder eigene Wege geht, auch wenn Dingo dann mit Blessuren heimkehrt. Im letzten, fast magischen Bild wird Dingo, dessen rotes Fell im roten Scheinwerferlicht besonders schön schimmert, ein letztes Mal von der unsichtbaren Nadja gerufen.

**DREAMING DOGS**
Österreich, Deutschland 2024 | Regie & Buch: Elsa Kremser, Levin Peter | Mit: Nadezhda Sobetskaya, Natalia Kuranova, Sergei Zuev
77 Minuten | **Kinostart: 10. Juli** | **Preview am 9. Juli um 18.30 Uhr im Monopolkino mit den beiden Regisseur*innen Elsa Kremser & Levin Peter**

**Das Ungleiche Duo Karli (Sigi Zimmerschied) und Marie (Luise Kinseher)**
© Eckhard Kuchenbecker

# »Die Komödie braucht immer auch etwas Tragisches«

Christian Lerch, Co-Autor des Kultfilms »Wer früher stirbt ist länger tot«, spricht über das Finale von »Fight Club«, das Tragische im Komischen und seinen neuen Film, das bayerische Roadmovie »Karli & Marie« mit den Kabarett-Ikonen Luise Kinseher und Sigi Zimmerschied.

**Regisseur Christian Lerch** | © Nils Schwarz

**MF: Herr Lerch, Ihr neuer Film »Karli & Marie« ist in getragenem Tempo inszeniert und handelt von zwei Menschen im fortgeschrittenen Alter, die bairischen Dialekt sprechen. Nicht gerade die besten Voraussetzungen für einen Blockbuster.**
Christian Lerch: Vor fünf Jahren war die Krimikomödie »Weißbier im Blut« mit Luise Kinseher und Sigi Zimmerschied in den Hauptrollen einer der wenigen Filme überhaupt, die im Kino halbwegs erfolgreich waren. Und so kam der damalige Produzent Uli Limmer auf die Idee, eine Geschichte zu schreiben, die ganz auf die beiden zugeschnitten ist. Als die Finanzierung stand, bin ich als Regisseur hinzugestoßen.
**Wie kamen Sie am Set mit den beiden kabarettistischen Schwergewichten zurecht?**
Wir drei kennen uns ja schon länger und wissen in etwa, wie der andere tickt. Das hat sich auch bei dieser Zusammenarbeit bestätigt. Luise und Sigi sind neben ihrer Bühnentätigkeit auch gestandene Kinoschauspieler. Den beiden muss man nicht erzählen, dass die Komödie immer auch etwas Tragisches braucht.
**»Karli & Marie« ist als klassisches Roadmovie angelegt. War das für Sie auch das Reizvolle an diesem Projekt?**
Absolut. Ich mag es gern, unterwegs zu sein, und mit Figuren zu arbeiten, die unterwegs sind.
**Das Ganze erinnert so ein bisschen an »Bonnie und Clyde« – nur ohne Tote.**
Ja, genau, ohne Tote. Und es spielt auch nicht in Amerika, sondern irgendwo zwischen Bayern und Österreich (lacht) – »Thelma & Louise« ist auch so ein Film, an den man denken könnte. Nur dass unsere Figuren die schlimmeren Lebensverwerfungen wahrscheinlich schon hinter sich haben. Das Roadmovie ist ein wunderbares Vehikel, das uns mitnimmt und zuschauen lässt, wie die beiden sperrigen Charaktere versuchen, sowohl örtliche als auch emotionale Distanzen zu überwinden.
**In Ihrem Film geht einiges in die Luft, kein Wunder, spielt Sigi Zimmerschied doch einen vermeintlichen Bundeswehrveteran und Bombenentschärfer. Allerdings sehen die Explosionen vergleichsweise harmlos aus. War das Absicht oder dem Budget geschuldet?**
Wir haben aus der Not eine Tugend gemacht. In unserem Fall passen die Explosionen, wie sie sind, absolut zur Geschichte.
**Und von wem haben Sie sich bei der Schlussszene Ihres Films inspirieren lassen?**
Es gibt ja diesen wunderbaren Schluss in »Fight Club«, wo Helena Bonham Carter alias Marla und Edward Norton vor einer riesigen Glasscheibe stehen, während das Bankenviertel von Wilmington zu den Klängen von Pixies' »Where Is My Mind« vor ihren Augen zusammenbricht. Wer diesen Film kennt und mag, der kann sich gerne erinnert fühlen, aber wir haben es eben nicht mit Blockbuster-Budget, sondern mit unseren Mitteln umgesetzt.
**Stichwort Künstliche Intelligenz: Wie kommen Sie als Vertreter der alten Garde, Jahrgang 1966, damit klar?**
Ich bin sehr gespannt, wie sich K.I. in meine Arbeitsweise einfügen wird. Sollte es allerdings zu kompliziert werden, dann werde ich es wohl erst mal lassen. Übrigens: Die Phasen, wo ich einfach mit der Hand auf einen Block schreibe, wird es auch nach wie vor und immer wieder geben.
**Sie schreiben gerade mit Marcus H. Rosenmüller und Florian Puchert am zweiten Teil von »Wer früher stirbt ist länger tot«.**
Ja, genau.
**Aber Sie können natürlich überhaupt noch nichts dazu sagen?**
Richtig. Aber es bereitet mir viel Freude, so viel kann ich jetzt schon sagen.
**Noch mal zurück zu »Karli & Marie«. In einer Sequenz des Films schmettert Sigi Zimmerschied ja »La donna e mobile« aus Verdis »Rigoletto«. Und das gar nicht mal so übel.**
Genau aus diesem Grunde haben wir uns entschieden, es a capella zu lassen und ganz ohne Orchesterbegleitung einzuspielen. Ich mag die Szene sehr, weil Karli da ohne Worte etwas von sich zeigt, womit Marie überhaupt nicht gerechnet hätte. Und wir, die Zuschauenden, auch nicht.
**Sigi Zimmerschied spielt eine prägnante Rolle als Polizist in den »Eberhofer«-Filmen. Wie schätzen Sie diese Krimikomödienserie ein?**
Ich finde es super, dass die Reihe so erfolgreich ist. Sie sorgt Jahr für Jahr dafür, dass die Kinos den Sommer überleben. Durchgängig ist es jetzt nicht ganz mein Humor, aber das Ganze ist sehr gut gemacht, und es gibt immer wieder Momente, in denen ich denke: Wow, geile Idee.
**Wo sehen Sie die Zukunft der bayerischen Kinos?**
Die sehe ich momentan tatsächlich in solchen Formaten wie »Karli & Marie«. Es ist ja immer das Gleiche, das mich interessiert. Egal ob Bairisch oder Hochdeutsch, es geht immer um das Erzählen von Geschichten, die in ihrer Unvorhersehbarkeit eine gewisse Relevanz haben. Und wenn es auch nur die ist, ob die beiden nun miteinander zurechtkommen und dieses Abenteuer bestehen oder nicht.
**Also mit möglichst vielen Überraschungen?**
Ja, warum nicht? Aber jetzt auch nicht »arthausig« abgehoben, also nicht so, dass man sich nach zehn Minuten überhaupt nicht mehr auskennt. Ich persönlich sehe gerne solche Sachen, kann sein, dass ich so etwas auch mal mache. Aber im Moment interessiere ich mich mehr für das Hereinholen von Leuten, die sonst vielleicht überhaupt nicht ins Kino gehen würden. Und die dann zu ihren Freunden sagen, hey, da musst du hingehen, das ist super, das hätte ich mir nicht gedacht. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

**KARLI & MARIE**
Deutschland 2025 | Regie: Christian Lerch
Buch: Ulrich Limmer | Mit: Sigi Zimmerschied, Luise Kinseher, Jule Ronstedt u.a. | 90 Minuten
**Kinostart: 17. Juli**

**IMPRESSUM**

**Herausgeber** Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch, Brigitte von Welser, Klaus von Welser und Petra Hallmayer

**Projektleitung | V.i.S.d.P.** Christiane Pfau
**Geschäftsführung** Ulrich Rogun, Christiane Pfau
**Vertrieb** Ulrich Rogun, **Anzeigen** Christiane Pfau

**Druckabwicklung** ESTA-Druck GmbH | www.esta-druck.de

**Gestaltung | Layout** Sylvie Bohnet, Monika Huber, Sybille Unger

**Redaktion** Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Tobias Obermeier, Christiane Wechselberger

**Online-Redaktion** Janina Rohleder

**Autoren dieser Ausgabe** Andreas Ammer (aa), Rita Argauer (ra), Thomas Betz (tb), Fabian Broicher (fb), Gabi Czöppan (gc), Roland H. Dippel (rhd), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Anne Fritsch (af), Sofia Glasl (sg), Joachim Goetz (jg), Leo Hoffmann (lh), Moritz Holfelder (mh), Klaus Hübner (kh), Klaus Kalchschmid (klk), Fabio Kühnemuth (fk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ulrich Möller-Arnsberg (uma), Jürgen Moises (jm), Tobias Obermeier (to), Angelika Otto (ao), Antonio Pellegrino (ap), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mpf), Martin Pfnür (map), Tina Rausch (tr), Paul Schäufele (ps), Silvia Stammen (sis), Erika Wäcker-Banik (ewb), Bettina Wagner-Bergelt (bwb), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fw), Cornelia Zetzsche (cz)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

**Auflage** 25 000

**Das Münchner Feuilleton im Abonnement** jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September,
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 0173-9479935
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über **www.muenchner-feuilleton.de**

**Individuelle Unterstützung** Sie können das MF auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Besten Dank!

**Bankverbindung** Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

**Gendergerechte Sprache** Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

# FAVORITEN DER REDAKTION | 5.7.2025–1.8.2025



**Sa, 6.7.**

**GESPRÄCH** | FLORIAN MALZACHER UND ROLAND WENNINGER: THE CONDITION OF NO

Im Rahmen der Reihe »Tania Bruguera – The Condition of No« diskutieren Tania Bruguera, Dramaturg Florian Malzacher und Kurator Roland Wenninger abschließend über den gegenwärtigen Zustand von Boykott, Zensur und Protest in Deutschland. Wo liegt der Mittelweg zwischen Verhaltensklauseln, vermeintlicher und realer Zensur, Selbstzensur, dem Drang Grenzen zu überschreiten und der Lust an der Provokation?

**Museum Villa Stuck** | 15 Uhr | Prinzregentenstr. 60 in englischer Sprache | www.villastuck.de

**Mi, 9.7.**

**MUSIK** | MÜNCHNER SYMPHONIKER: ES WERDE BUNT

Sommerabend, die Wände der Residenz strahlen die Hitze des Tages ab, und Südamerika ist schon ganz nah: Heitor Villa-Lobos und Alberto Ginastera verbinden den rhythmischen Drive ihrer Heimat mit der kompositorischen Raffinesse der europäischen Moderne. Astor Piazzolla machte den Tango Argentino konzertsaalfähig und Darius Milhaud schnappte in Rio lokale Sounds auf und integrierte sie in seine Werke. Auch die Saxofon-Virtuosin Asya Fateyeva wandelt stilsicher zwischen den Welten.

**Brunnenhof der Residenz** | 19.30 Uhr | Tickets: www.muenchner-symphoniker.de | bei schlechtem Wetter im Herkulessaal

**Fr, 11.7.**

**MUSIK** | THE FEMALE GAZE – HOPE YOUR ROAD IS A LONG ONE

Die Sopranistin Mengqi Zhang und die Pianistin Marlene Heiß verknüpfen Kompositionen von Barbara Strozzi, Amy Beach, Isabel Mundry, Konstantia Gourzi, Yijie Wang und Ruth Schönthal mit Texten von Konstantinos Kavafis, Mascha Kaléko und Eva Maria Brandin. Sie widmen sich der Musik und Lyrik von Frauen aus drei Jahrhunderten und machen deutlich, dass existenzielle Fragen von Identität, Aufbruch und Transformation keine Erfindung von heute sind.

**Bergson Kunstkraftwerk** | Elektra Tonquartier 19 Uhr | Am Bergson Kunstkraftwerk 2, 81245 München | www.bergson.com

**Mi, 23.7.**

**MUSIKTHEATER** | INTERNATIONAL MUNICH ARTLAB – IMAL: VERSUCHT!

»Ich habe meinen Verstand verloren. Ist das hier nicht das Fundbüro?« Die neue Produktion des International Munich ArtLab – IMAL beschäftigt sich mit einem Phänomen, das jeder und jede kennt: Man meint den Verstand zu verlieren, vergisst Termine und Namen und findet das Brillenetui nicht mehr. So geht es Mia: Ihr Verstand ist spurlos verschwunden, nicht einmal in der dunkelsten Sofaecke ist er auffindbar. Brüllende Soldaten, besessene Professoren, ein Aussteiger-Philosoph namens Plankton und weitere Begegnungen werfen nur noch mehr Fragen auf. Und dann ist da noch dieser Junge, dem sein Herz gestohlen wurde. Von modernen Beats bis Rock'n'Roll und Klassik vertont und spielt das IMAL Ensemble – Absolventen und Absolventinnen des zweiten Ausbildungsjahrs – seinen ganz persönlichen Blick auf eine Zeit, in der jeder durchdreht. Sie singen, spielen und tanzen, bis das, was wirklich wichtig ist, sichtbar wird. Projektleitung: Andreas Hartmann

**Bavaria Filmstudios Halle 6** | Bavariafilmplatz 7, 82031 Grünwald | auch am 24.7. bis 27.7., 29.7. und 30.7. | 19 Uhr
Tickets: www.imal-musiktheater.de

**Do, 24.7.**

**MUSIK** | LIED & LYRIK

Arien aus den Opern »Sadko«, »Werther«, »Die Gnade des Titus« und »La Gioconda« und Klavierwerke russischer und europäischer Komponisten wie Rimski-Korsakow, Dargomyschki, Tschaikowsky, Rachmaninow, Mozart und Massenet treffen auf Gedichte von Puschkin, Kolzow und Pleschtschejew. Mit Ulyana Gayan (Mezzosopran) und Victor Ignatiev (Klavier). Sprachkenntnisse sind nicht notwendig, um diesen Abend zu genießen.

**Tolstoi-Bibliothek** | Aldringenstr. 4 | 19 Uhr
Tickets: Abendkasse | www.tolstoi.de

**bis Sa, 2.8.**

**AUSSTELLUNG** | MARTIN ESSL UND ANAÏS HORN

Zwischen Felsenreitschule und Domplatz in Salzburg ist noch Platz für einen Ausflug zum Fotohof, Hort ungewöhnlicher Fotokunst: In »Le bateau ivre« (Das trunkene Schiff) bezieht sich Martin Essl auf das gleichnamige Gedicht von Arthur Rimbaud über das menschliche Leben als dramatische Schiffsreise und komponiert zum Teil surreale Aufnahmen der Pariser Stadtlandschaft zu einer Abfolge von Dramen, die die Stadt heimgesucht haben. Anaïs Horn bewegt sich im Zwischenraum zwischen Erzählung und Fragment, Erinnerung und Vergessen. Sie folgt Spuren, die von dem, was fehlt, übrigbleiben, wie Suchanzeigen für vermisste Katzen oder die gespenstische Präsenz von Objekten und Räumen. Die Fotografie ist hier nicht nur Technik und Werkzeug, sondern wird selbst zum Thema als bewahrendes, betrügendes und vernichtendes Medium.

**FOTOHOF** | Inge Morath Platz 1–3, 5020 Salzburg
Di–Fr 15–19 Uhr, Sa 11–15 Uhr
www.fotohof.at

**bis Sa, 2.8.**

**AUSSTELLUNG** | ERNST GAMPERL: TRANSFORMATION UND BEWEGUNG

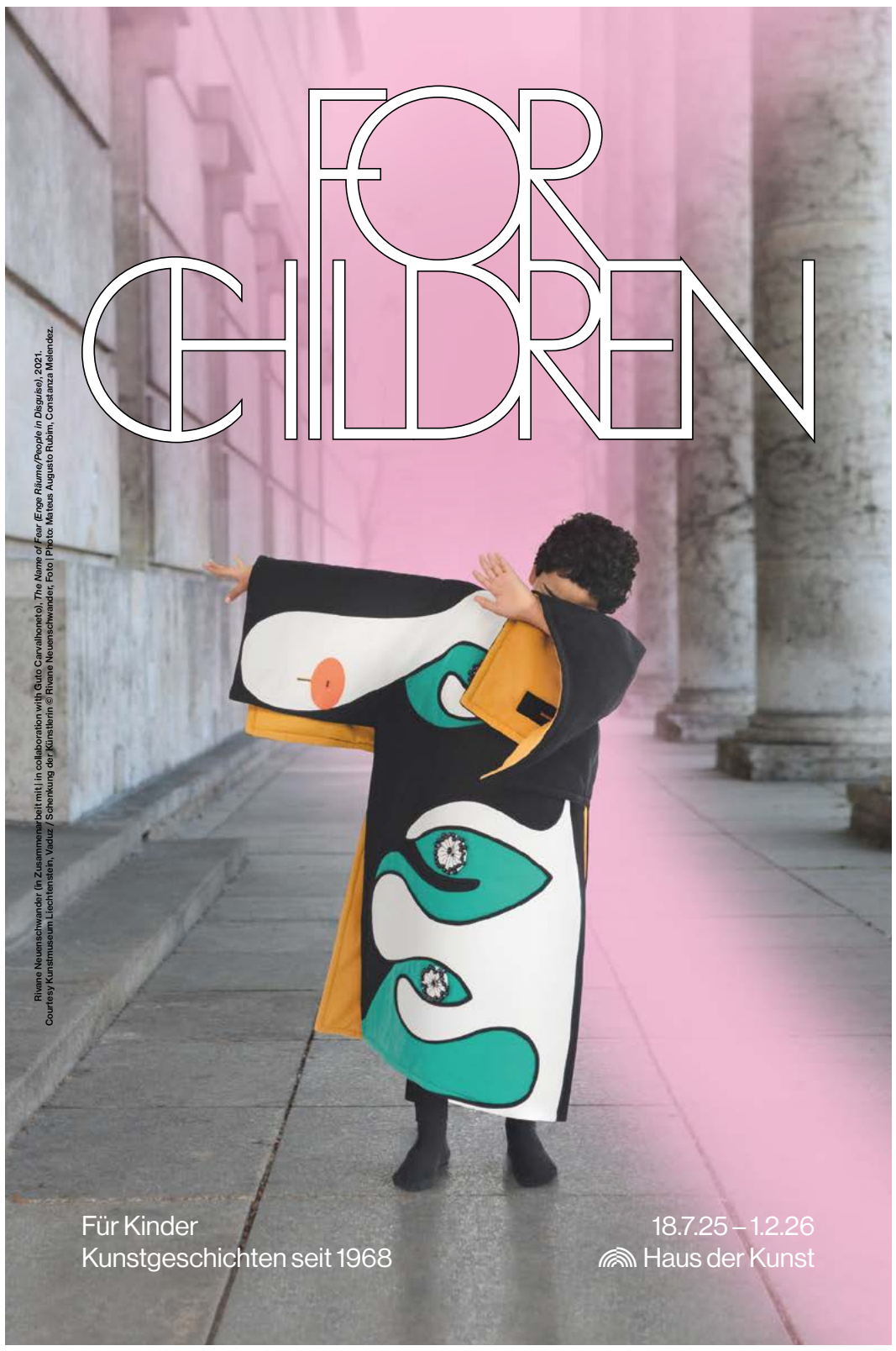
Gefäße wie aus Elefantenhaut, sprechend schön und äußerst ernst: Die Leidenschaft für das Drechseln entdeckte Ernst Gamperl bereits während seiner Ausbildung zum Schreiner. Seine künstlerische Arbeit ist ohne sein Wissen um das Wesen der Bäume nicht vorstellbar. Er horcht den Baum aus, der ihm Material wird, und versucht zu verstehen, wie die gewachsenen Kräfte eingesetzt werden sollen. Das Ergebnis sind Objekte mit dünnsten Wandstärken, Texturen aus mineralischen Pigmenten und Sumpfkalk, die mit den Inhaltsstoffen des Holzes reagieren und feinste Lichtspiele und überraschende Oberflächenstrukturen erlauben. Zum 60. Geburtstag widmet die Galerie dem Holzvirtuosen eine Einzelausstellung.

**Galerie Handwerk** | Max-Joseph-Str. 4, Eingang Ottostraße | Di, Mi, Fr 10–18 Uhr, Do 10–20 Uhr, Sa 10-13 Uhr | www.hwk-muenchen.de/galerie

**bis So, 26.10.**

**AUSSTELLUNG** | GABI BLUM: RAUM OHNE WÄNDE

Gabi Blums ortsspezifische Arbeiten verstehen sich als prozesshafte Arrangements. Begehbare Installationen kombiniert sie mit Performance, Malerei und Video. Scheinbar bekannte Kontexte verschiebt sie so lange, bis aus dem Chaos oder der Wiederholung neue Denkmuster entstehen. Anknüpfend an die »Heimatstube« präsentiert sie hier einen surrealen, geschützten Raum. Nur: Wer schützt sich hier vor was oder vor wem?

**Kunsthaus Kaufbeuren** | 19.7., 11 Uhr | **Interieur mit/ohne Frau in Rot**. Gabi Blum im Gespräch mit Kunsthaus-Chefin Lisa Britzger über künstlerische Praxis, Rollenzuschreibungen und den Raum ohne Wände, sowie über Lisa Britzgers kuratorisches Kunsthaus-Konzept | Spitaltor 2, 87600 Kaufbeuren
Di-So 11-18 Uhr | www.kunsthaus-kaufbeuren.de

Anzeigen